

**Soziale Arbeit mit Straßenkindern
in Deutschland und in Kenya
– Ein internationaler Vergleich –**

**Diplomarbeit im Fachbereich Sozialarbeit
der Fachhochschule Köln**

Vorgelegt von:

**Carolin Reißlandt
Senefelderstr. 16
50825 Köln**

im SS 1998

Erster Gutachter:	Prof. Dr. Otker Bujard
Zweite Gutachterin:	Dipl. Psych. Maria del Mar Castro Varela

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung	S. 6
II. Zur Situation der Straßenkinder und den Ursachen	S. 8
II.1 Internationale Entwicklung	S. 8
II.1.1 Straßenkinder	S. 8
Definitionen	S. 8
Schätzungen zu der Verbreitung	S. 10
Ein weltweites Phänomen	S. 10
Erklärungsansätze	S. 12
II.1.2 Erklärungsansätze	
Die globalen Ursachen des Straßenkinderphänomens	S. 14
II.1.2.1 Internationale Armutsentwicklung	S. 15
II.1.2.2 Strukturen der Weltgesellschaft als Ursache	S. 17
A. Modernisierung	
B. Dependenz:	S. 21
Weltwirtschaftssystem und internationale Abhängigkeiten	
C. Entwicklungshilfe und Entwicklungspolitik	S. 23
II.2 Entwicklung in Kenya	S. 25
Umfang und Beschreibung des Problems	S. 25
II.2.1 Lebensweltbeschreibung	S. 26
1. Ein Tag auf der Straße	S. 26
2. Überlebensstrategien	S. 27
3. Problemlagen und Belastungsfaktoren	S. 31
II.2.2 Herkunft der Kinder	S. 32
II.2.3 Ursachen im kenyanischen Kontext	S. 34
II.2.3.1 Strukturen der kenyanischen Gesellschaft	S. 34
➤ Gesellschaftliche Rahmenbedingungen	S. 34
➤ Wirtschaftssystem	S. 35

➤ Gesundheits- und Bildungssystem	S. 37
➤ Landflucht und Urbanisierung	S. 39
➤ Armutsstruktur	S. 40
II.2.3.2 Entwicklung von Familienstrukturen	S. 40
Wertewandel	S. 42
II.2.3.3 Individuelle Gründe	S. 43
II.3 Entwicklung in Deutschland	S. 47
Umfang und Beschreibung des Problems	S. 47
II.3.1. Lebensweltbeschreibung	S. 48
1. Das tägliche Leben auf der Straße	S. 48
2. Überlebensstrategien	S. 49
3. Problemlagen und Belastungsfaktoren	S. 51
II.3.2 Herkunft der Kinder	S. 51
II.3.3 Ursachen im deutschen Kontext	S. 54
II.3.3.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen	S. 54
2. Die Wiedervereinigung	S. 57
3. Neue Armut	S. 57
II.3.3.2 Veränderung der Familienstrukturen	S. 58
Wertewandel	S. 59
Gesellschaftliche Institutionen	S. 59
II.3.3.3 Individuelle Gründe	S. 60
III. Bestandsaufnahme der sozialen Arbeit mit Straßenkindern	S. 62
III.1 Internationale Entwicklung der Sozialen Arbeit mit Straßenkindern	S. 62
III.1.1 Lateinamerikanische Subjekt/ Objektansätze	S. 63
III.1.2 Internationale Konzepte	S. 65
III.2 Entwicklung der kenianischen Sozialarbeit mit Straßenkindern	S. 66

2.1 Straßenkinderprojekte	S. 67
Vernetzung mit anderen Projekten	S. 70
2.2 Angewandte Methoden	S. 71
III.3 Sozialarbeit mit Straßenkindern in Deutschland	S. 72
3.1 Projekte für Straßenkinder in der BRD	S. 73 Vernetzung
der Hilfsangebote	S. 76
3.2 Angewandte Methoden	S. 77
IV. Vergleich Kenya – Deutschland	S. 78
Grundlage: Kinder- und Menschenrechte	S. 78
1. Internationale Parallelen des Straßenkinderphänomens	S. 79
2. Differenzen	S. 82
V. Konsequenzen	S. 85
V.1 Konzept für Soziale Arbeit mit Straßenkindern	S. 86
1. Werte	S. 86
2. Ziele	S. 88
3. Konzepte und Methoden zur Umsetzung	S. 89
1. Akzeptanz und Parteilichkeit	S. 90
2. Lebensweltorientierung	S. 91
3. Niedrigschwelligkeit und Schwellenstufensystem	S. 95
4. Empowermentkonzept	S. 98
5. Deinstitutionalisierung	S. 100
6. Personenorientierte Perspektivumkehr	S. 101
7. Dialektische Methode der subjektorientierten Pädagogik sozialer Bewegungen	S. 102

V.2. Anforderungen an deutsche Projekte	S. 103
V.2.1. Akzeptanz	S. 103
2. Lebensweltorientierung	S. 104
3. Schwellenstufensystem	S. 105
4. Kompetenzorientierung	S. 106
V.3 Anforderungen an kenyanische Projekte	S. 107
1. Akzeptanz	S. 107 2.
Lebensweltorientierung	S. 107
3. Schwellenstufensystem und Deinstitutionalisierung	S. 107
4. Umsetzung des Empowermentkonzeptes	S. 109
5. Individuelle Aufarbeitungsmöglichkeiten	S. 109
6. Vernetzung von Hilfsangeboten	S. 110
7. Bildungspolitische Forderungen	S. 111
8. Forderungen auf politischer Ebene	S. 111
V.4 Abschließende Betrachtungen	S. 113
Quellen- und Literaturverzeichnis	S. 115
Eidesstattliche Erklärung	S. 118

I. Einleitung

Mit dieser Arbeit möchte ich den derzeitigen Diskussionsstrang zum Straßenkinderproblem in den Entwicklungs- und in den Industrieländern zusammenfassen und aufeinander beziehen, wohlwissend, dass zwangsläufig nur ein kleiner Teil der Problematik hier beleuchtet werden kann, zumal ich ja vor allem internationale Dimensionen beschreibe.

Das Thema meiner Diplomarbeit entspringt meinem persönlichem Interesse, welches sich vor allem während meines Projektstudiums im Arbeitsfeld „Multikulturelle Sozialarbeit“ zu diesem Thema entwickelt hat.

Nach einer theoretischen länderkundlichen, sprachlichen und thematischen Vorbereitung zu dem Thema der Straßenkinder und der Sozialarbeit in Kenya leistete ich den praktischen Teil in einem drei-monatigen Blockpraktikum in Kenya ab, welches nach meiner Rückkehr im Rahmen des Theorie-Praxis Seminares noch einmal reflektiert wurde.

In Kenya besuchte ich verschiedene Projekte mit Straßenkindern und arbeitete längere Zeit in einem Heim für ehemalige Straßenmädchen, zudem wurde ich auch in meiner Freizeit ständig mit den Kindern der Straße konfrontiert. Die daraus resultierende persönliche Betroffenheit meinerseits weckte in mir den Wunsch, mich auch nach meiner Rückkehr weiterhin mit dem Thema auseinanderzusetzen. In der folgenden Zeit sprang mir die Situation der Straßenkinder hier ins Auge, so dass ich mich in einer Notschlafstelle für Mädchen als Honorarkraft bewarb, um mein Wissen diesbezüglich zu vertiefen.

Bei dieser Arbeit stellte ich viele Parallelen zwischen den Mädchen und ihrer Situation hier und dort fest, und auch in den Einrichtungen in diesem Bereich existieren teilweise ähnliche Ansätze und Vorgehensweisen. Dies möchte ich in dieser Arbeit verdeutlichen und die Möglichkeiten skizzieren, die bei dem Wunsch nach gegenseitigem Lernen und Ergänzen eröffnet werden können.

Da sowohl hier als auch in Kenya eine derartige Vielfalt an Projekten und Konzeptionen bestehen, beschränke ich mich auf wenige beispielhafte Projekte. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt zudem auf dem kenianischen Kontext, da zum einen hierüber weit weniger Literatur, Forschung und Wissen existiert, und zum anderen Informationen zu der bundesdeutschen Situation in vielfältiger Literatur vertieft werden können.

In dieser vergleichenden Betrachtung inbegriffen ist die Gefahr der undifferenzierten Beurteilung und Übertragung von Elementen, die sich gar nicht von außen beurteilen und auf andere lokale Kontexte übertragen lassen, da sie selbst in jahrelanger Entwicklung gesellschaftsspezifisch entstanden sind. Zudem steht es nicht in meiner Kompetenz, vor allem kenianische Verhältnisse diesbezüglich auszuwerten und zu beurteilen, da ich immer von meiner europäischen Sichtweise ausgehe und mich leider nicht so ohne weiteres davon freimachen kann. Dennoch versuche ich gerade in dieser Beziehung möglichst keine Bewertungen aufkommen zu lassen und bitte zu entschuldigen, wenn dies hier und da mißlingt.

Den grundsätzlichen Schwierigkeiten und Nützlichkeiten dieses Vergleiches widme ich mich im Kapitel V, und komme darin zu dem Schluß, dass es sehr wohl sinnvoll ist, diese Thematik in internationalen Zusammenhängen zu betrachten. Denn nicht nur die Situationen der Kinder und die sozialarbeiterischen Antworten darauf, sondern

auch die Ursachen überschreiten nationale Zusammenhänge, und erfordern infolgedessen auch Perspektiven und Lösungsansätze in größeren Dimensionen.

All diese Schwierigkeiten des Vergleichs bitte ich beim Lesen zu beachten, und vor allem in späteren Teilen die Übertragbarkeit einzelner Elemente auf andere nationale und lokale Kontexte mit Vorsicht zu genießen, bzw. als Anregung für die Implementation einzelner Neuerungen zu verstehen.

II. Zur Situation der Straßenkinder und den Ursachen

II.1 Internationale Entwicklung

Im 1. Teil dieses Kapitels werde ich die Situation der Straßenkinder weltweit sowie die internationalen Ursachen für das Phänomen in einigen Elementen darstellen. In den nachfolgenden Teilen (II.2.+3.) möchte ich die Lebenswelt der Kinder der Straße in Kenya und in der Bundesrepublik darstellen und die nationalen, institutionellen, familiären und individuellen Ursachen erläutern, um eine systemische Sichtweise zu ermöglichen.

II.1.1 Straßenkinder

Definitionen

Unicef schätzt die Zahl der Straßenkinder weltweit auf etwa 80 Millionen (Unicef 1994, S1). Damit sind vor allem "Kinder der Straße" ("Kids of the streets") gemeint, die weitgehend ohne familiäre Kontakte eigenverantwortlich auf der Straße leben. Davon abgegrenzt wird die ca 100-200 Mio. Minderjährige umfassende Gruppe der „arbeitenden Kinder“ und der "Kinder auf der Straße" ("Kids on the streets"), die ihren Lebensunterhalt durch Arbeiten auf der Straße verdienen, jedoch bei ihren Familien leben. (VGL. Kindermissionswerk, Dücker, Liebel...) Zwischen diesen polarisierenden Definitionsenden breitet sich das Spektrum der Straßenkinderbiographien auf, für die die Straße zu einem, mitunter dem einzigen, Sozialisationsfeld geworden ist, die mehr oder weniger Kontakt zu ihren Familien haben und deren individuelle Lebenssituationen einer groben, vereinfachenden Klassifikation im Weg steht. Die Lebenswirklichkeit ist differenzierter und die Übergänge zwischen den Gruppen gestalten sich fließend.

In Kenya ist es üblich, zwischen diesen „Kinder auf der Straße“ und den „Kindern der Straße“ zu differenzieren. Weitere Begrifflichkeiten, die diese Kinder jedoch meist auf einen bestimmten Umstand reduzieren, sind z.B. „Abandoned children“, „children in specially difficult circumstances“, „battered children“, „delinquent children“, „Parking boys“ etc..

In Deutschland ist das Phänomen der Straßenkinder noch nicht lange bekannt, die Diskussionen und Publikationen darüber sind jedoch schon zahlreich. In der Regel wird begrifflich zwischen „Trebern“ und „Ausreißern“ unterschieden. Ausreißer sind in diesem Kontext Kinder und Jugendliche, die kurzfristig aufgrund unterschiedlicher Problemlagen von Heim oder Familie fortgelaufen sind, während Treber die Kinder und Jugendlichen charakterisiert, die langfristig „in aller Regel ohne festen Wohnsitz und ohne regelmäßige

Einkünfte eine häufig illegale Existenz in subkulturellen Lebenskontexten führen.“ (Jordan/ Trauernicht, 1981, S.18f).

Aber auch in Deutschland beginnt man in Anlehnung an die lateinamerikanische Problematik zunehmend, in der Öffentlichkeit das Phänomen unter der Bezeichnung „Straßenkinder“ zu diskutieren, da andere Begrifflichkeiten oft stigmatisierende oder schuldzuweisende Assoziationen hervorrufen, diese jedoch höchstens die Spendebereitschaft für die „armen Kinder“ weckt. Unter diesem Begriff werden alle Minderjährigen zusammengefaßt, also „Kinder“ im Sinne des KJHG bis zum 14. Lebensjahr, und Jugendliche im Alter von 14 – 18 Jahren, die den weitaus größeren Teil der Straßenkinder in der BRD ausmachen. Doch auch Unicef verwendet den Begriff „Kind“ im Rahmen der sog. *UN-Kinderrechtskonvention* von 1989 für Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre einschließlich. Ich werde mich dieser Verwendung des Begriffes „Straßenkinder“ der Kürze und Einfachheit halber im Folgenden anschließen, möchte jedoch betonen, dass auch er mit Vorsicht zu genießen ist, lehnen es doch weltweit die überwiegende Mehrheit der auf der Straße lebenden Minderjährigen ab, als „Straßenkinder“ bezeichnet zu werden. Das sollte uns zu denken geben, hilft aber leider auch nicht weiter auf der Suche nach einer neutralen, kurzen Begrifflichkeit, die das Phänomen treffend umfaßt.

Schätzungen zu der Verbreitung

Zuverlässige Angaben der Zahl der Straßenkinder in regionalen, nationalen und internationalen Zusammenhängen sind unmöglich, da schon allein aufgrund der unterschiedlichen Definitionen keine einheitlichen Kriterien für die Einordnung existieren. Auch Schätzungen sind Hochrechnungen und zeichnen höchstens Trends nach. Von den geschätzten 80 Mill. Straßenkindern weltweit leben weitaus die meisten in den Metropolen Lateinamerikas und Asiens. Seit einigen Jahren machen auch die Länder des ehemaligen Ostblocks, allen voran Rußland, in diesem Zusammenhang auf sich aufmerksam, denn mit dem Zusammenbruch des sozialistischen Regimes breitet sich auch in diesen Regionen Massenarmut aus. Von dem Straßenkinderphänomen wird seit der Wende vor allem aus Rußland, Rumänien und Bulgarien und Ungarn berichtet. (Holm 1996, S.179)

Diese Zahl von 80 Mill. Straßenkindern ist natürlich mit Vorsicht zu betrachten, da in den meisten Ländern nur von sehr ungenauen und variierenden Schätzungen ausgegangen werden kann, da Daten darüber schwierig zu erheben sind und selten erhoben werden. Der Maßstab, ab wann ein Kind als Straßenkind kategorisiert wird, ist schwierig zu setzen und kann erst bei genauerem Hinsehen gezogen werden, da viele der Kinder sich zum Arbeiten auf der Straße aufhalten und die meisten Nächte zu ihrer Familie zurückkehren, andere wiederum ihre Familien nur noch am Wochenende oder gar nicht mehr besuchen. Kinder, deren primärer Sozialisations- und Lebensraum die Straße oder ein anderer öffentlicher Platz ist, werden im allgemeinen Kontext als Straßenkinder bezeichnet, wobei noch viele weitere Ausdifferenzierungen und dementsprechende Definitionen existieren.

Ein weltweites Phänomen

Straßenkinder gibt es überall. Auf den Philippinen, in Thailand, Indien, West- und Osteuropa, Nord- und Südamerika, in Rußland und in Afrika und und und... Überall fließen unterschiedliche Ursachen mit ein; individuelle, lokale, nationale und internationale Hintergründe ergeben das Lebensmosaik eines jeden Kindes. Auch sind es hier nur ein paar wenige, anderswo Hunderttausende, und es gibt verschiedene geschichtliche

Entwicklungen: in Europa wird schon aus dem Mittelalter von vagabundierenden Waisenkindern berichtet, in den traditionellen Stammesgesellschaften Afrika's wäre es bis „vor kurzem“ unvorstellbar gewesen (und ist es für alte Leute teilweise immer noch), dass Kinder, die Zukunft der Gesellschaft, ihr Überleben auf der Straße erkämpfen müssen.

Auch die Konzeptionen der Sozialarbeit setzen vielerorts ganz unterschiedlich an. Aus differierenden Blickwinkeln resultieren andere Projekte, Behandlungen der Kinder, pädagogische Richtungen und auch ganz andere Erfolge. Darauf werde ich im späteren Teil (Kap.III) näher eingehen.

Dennoch gibt es viele Gemeinsamkeiten. Gemeinsam ist diesen Kindern vor allem , dass ihnen ihre grundlegenden Rechte, wie Fürsorge und Schutz vor Mißhandlung und Ausbeutung durch die Erziehungsberechtigten, Recht auf Bildung und Gesundheitsfürsorge etc., verwehrt bleiben. Diese Rechte sind in *der Erklärung der Rechte des Kindes* von 1989 als UN-Resolution verabschiedet und von den Mitgliedstaaten ratifiziert worden, verbunden mit der Verpflichtung, die Verwirklichung dieser Rechte im nationalen Kontext umzusetzen.

Diese Gemeinsamkeiten sollten bei so viel trennenden Elementen nicht unter den Tisch gekehrt werden, wahrscheinlich kann man noch vieles von anderen Ansätzen lernen, eigene Vorstellungen revidieren und neue Ideen entwickeln. Gemeinsam ist zum Beispiel allen Straßenkindern, dass es junge Menschen sind, die das 18. Lebensjahr noch nicht beendet haben, und dass sie früher als die meisten ihrer Altersgenossen auf eigenen Beinen stehen, selbst verantwortlich für ihr Überleben kämpfen müssen. Dadurch machen sie oft einen reiferen Eindruck, wie *Kinder, die schon erwachsen sind*.

Zudem ist die Lebenswelt sehr ähnlich: die Kinder sind obdachlos, leben auf öffentlichen Plätzen und müssen sich durch annähernd gleiche Überlebensstrategien (s.Kap.III.2.+3.) ihren Unterhalt erkämpfen. Dadurch sind sie großen Risiken ausgesetzt, seien es Krankheitsanfälligkeit, Ausbeutung und Gewalterfahrungen durch Erwachsene, psychische Belastungen oder fehlende (Aus-/Schul-)Bildung. Und sie entwickeln eine bemerkenswerte Fähigkeit, mit all diesen Bedingungen klarzukommen und trotzdem spielerische Lebensfreude zu entwickeln, wenn man ihnen die Gelegenheit dazu gibt.

Erklärungsansätze

Es existieren verschiedene sozialpädagogische Diskussionen bezüglich der Erklärungsansätze zur Straßenkinderpädagogik. In Anlehnung an S. Degen (1995, S.41ff) lassen sich diese für die Industrieländer am Beispiel Deutschland folgendermaßen zusammenfassen:

Ein älterer *medizinisch-psychiatrischer Erklärungsansatz* (s. Hosemann in ebd.) sieht krankhafte Prozesse wie z.B. einen Wandertrieb als Auslöser für das Weglaufen und Trebegehen der Kids. Diese veraltete Vorstellung eines behandlungsbedürftigen Defizits bei den Kindern hat sich teilweise bis heute erhalten: immer noch werden Verhaltensauffällige stationär behandelt, von ihrer Umwelt isoliert und anschließend in Therapie geschickt. Neuere *sozialpsychiatrische* Konzeptionen wenden sich zwar gegen einen individualisierten Krankheitsbegriff, indem z.B. Sozialisationsdefizite in der Familie als Verursachungsfaktoren mitberücksichtigt werden, aber „das

Vorstellungsbild eines letztlich individualgeschichtlichen krankhaften Prozesses bleibt weiterhin bestimmend.“ (ebd. S.41f)

Eine weitere Richtung stellen *sozialisations-theoretische Erklärungsansätze* dar, die sich vor allem mit den unterschiedlichen Problemlagen der Herkunftsfamilie beschäftigen, wobei der Bruch mit der Familie meist positiv als Problemlösestrategie interpretiert wird (Jordan/Trauernicht in: Degen, 1995, S.41f).

Der Etikettierungsansatz (‘labeling approach’) fragt demgegenüber kritisch, ob nicht erst durch die negative Stigmatisierung der Betroffenen als Ausreißer oder Treiber deren Verhalten als abweichend von einer gesellschaftlich herrschenden Norm definiert wird, so „waren sie in ‘normalen’ Zeiten ‘krank und unfolgsam’, nach dem zweiten Weltkrieg ‘Produkte harter Zeiten’, und zu Zeiten der Heimkampagne galt das Weglaufen als (legitimer) Protest gegenüber der Erwachsenenengesellschaft, deren Normen und Idealen (Jordan/Trauernicht, S. 44).

Aus der Familientherapie kommend, gibt es ein *systemisches Erklärungsmodell* für abweichendes Verhalten: Ursachen werden nicht mehr im einzelnen Kind, Jugendlichen oder dessen Eltern, sondern in der Beziehungskonstellation ausgemacht. (ebd. S. 44) Das Weglaufen kann dementsprechend als Spannungsreduktion oder als Signal für die Erziehungspersonen gedeutet werden, oder auch als Ausdruck einer Alternativorientierung oder von Ausstoßungsprozessen (z.B. bei drohenden Sanktionen).

In den Entwicklungsländern existieren ebenfalls keine allseits anerkannten Erklärungskonzepte. S. Roggenbruck (1993, S.8 ff) unterscheidet unter Berufung auf zahlreiche lateinamerikanische Quellen zwei Richtungen von Erklärungsansätzen: die *individualzentrierten* und die *soziozentrierten* Konzepte, die sich m.E. i.d.R. auch auf die Situation in anderen Entwicklungsländern wie zum Beispiel Kenya übertragen lassen.

Bei Ersteren wie z.B. dem *Psychopathologischen*, dem *Personalistischen* oder dem *Romantischen Ansatz* stehen individuelle Persönlichkeitsmerkmale des Kindes im Zentrum der Aufmerksamkeit, letztere betonen verschiedene gesellschaftliche Zusammenhänge als Verursachungsfaktoren. Dies sind u.a. der *Modernisierungsansatz*, auf den ich später ausführlicher zurückkommen werde, und der *Sozialstrukturelle Ansatz*, der die Klassen- und Schichtstrukturen der lateinamerikanischen Gesellschaft und die Folgen der sozialen Ungerechtigkeiten und der unterdrückerischen Situation als Hauptursache für die Existenz von Straßenkindern ausmacht. Weitere Denkweisen wie der *soziohistorische* oder der *soziokulturelle Ansatz* sehen (auch neo-) koloniale Ausbeutungsverhältnisse bzw. patriarchalische Gesellschaftsstrukturen als verursachende Bedingungen.

Da sich m.E. weltweit Nord-Süd- und Arm-Reich-Gegensätze durch internationale Wirtschaftsdependenzen, den Modernisierungsprozeß und die Entwicklungspolitik/-hilfe manifestiert haben, und so Armut und Marginalisierung vor allem in den Entwicklungsländern aber auch hier ganze Gesellschaftsgruppen dauerhaft marginalisiert haben, werde ich diesen soziozentrierten Erklärungsansätzen im Folgenden mehr Aufmerksamkeit widmen und die individualzentrierten Auffassungen hier ausklammern. Denn Armut und die fortschreitende Modernisierung der Weltgesellschaft mit all ihren Folgen sind sowohl hier wie da verantwortlich für die veränderte Lebenssituation vieler Familien, die ihren Kindern nicht mehr genügend Schutz, Fürsorge und Liebe zukommen lassen können, weil zuviele Probleme sie daran hindern.

II.1.2 Erklärungsansätze: Die globalen Ursachen des Straßenkinderphänomens

An dieser Stelle möchte ich einen Einblick in die globalen Bedingungen geben, die die „Modernisierung“ und die Armutsproblematik verursachen. Betonen möchte ich dabei, dass dies bei weitem nicht die einzigen Ursachen für das Entstehen des Straßenkinderphänomens sind, ein solch komplexes Phänomen läßt sich nicht linearkausal auf eine Ursache zurückführen und erst recht liegen die Ursachen auch nicht nur auf internationaler Ebene. Der einzig richtige Blickwinkel unter dem diese Bedingungen annähernd beschrieben werden können, ist die systemische Perspektive, die einen Blick auf das Ganze erlaubt und Wechselwirkungen der einzelnen Faktoren miteinbezieht. An späterer Stelle werde ich auf die ursächlichen Bedingungen auf nationaler, institutioneller und persönlicher Ebene zurückkommen, um die Ursachenanalyse wenigstens annähernd zu vervollständigen.

II.1.2.1. Internationale Armutsentwicklung

Die Globalisierung der Weltgesellschaft beinhaltet nicht nur die Angleichung gesellschaftlicher, d.h. politischer, ökonomischer und kultureller Bedingungen, sondern sie vollzieht sich höchst „asymmetrisch, ungleichzeitig und konfliktreich“ (Stiftung Entwicklung und Armut, 1996, S.11). Das zeigt sich nicht zuletzt in der weltweit zunehmenden Armut, die nicht nur die primäre, d.h. die ökonomische Armut, meint, sondern auch die sekundäre, d.h. die Lebenslagen und Lebenschancen umschließende Armut miteinbezieht. Dass Armut zumindest in den „Entwicklungsländern“ eine der Hauptursachen für das massenweise Strömen der Kinder auf die Straße darstellt, steht außer Frage, inwieweit jedoch auch in der BRD ein Zusammenhang der zunehmenden Armut mit der Straßenkinderproblematik zu sehen ist, ist fragwürdig. Unzweifelhaft wirkt sich auch hier Armut auf die innerfamiliären Beziehungen belastend aus, denn sie führt z.B. zu einem Leben in sozialen Brennpunkten, einem niedrigeren Konsumniveau und zu unregelmäßiger Betreuung der Kinder, wenn beide Eltern der Erwerbsarbeit nachgehen müssen. Doch ihr kommt als Ursache für das Phänomen hier weit weniger Bedeutung als in Entwicklungsländern zu, ist jedoch auch nicht zu vernachlässigen (vgl. Bläser in: Holm, 1995, S. 184).

Die entscheidenden Bedingungen für die zunehmende Armut sind die *ökonomischen Strukturen des Weltmarktes*, „da das kapitalistische Wirtschaftssystem systematisch und gewollt, mit anderen Worten 'strukturell', Armut produziere... und deshalb verstärkt Straßenkinder in Erscheinung treten. Mehr Fortschritt im Sinne von verstärkter (kapitalistischer) Entwicklung bedeute so als Kehrseite immer auch: mehr Armut und mehr Straßenkinder.“ (Adick, 1997, S.25)

Bei dieser Argumentation ist es wichtig, den Armutsbegriff näher zu bestimmen, damit die Auswirkungen dieses globalen Begriffs in den einzelnen Menschen nachvollzogen werden können, sprich, dass der Leser versteht, wie Armut einen minderjährigen Menschen dazu bewegen kann, ein Leben auf der Straße dem im Elternhaus vorzuziehen.

Das United Nation Development Program (UNDP) mißt Armut mit Hilfe des "Human Poverty Index" (HPI), einem Armutsbemessungsverfahren, bei dem Indikatoren für die grundlegenden Dimensionen von Entbehrungen eingesetzt werden: kurzes Leben, Mangel an elementarer Bildung und fehlender Zugang zu öffentlichen und privaten Ressourcen. Mit Hilfe dieser Indikatoren wird nicht nur die Einkommensarmut erfasst, sondern ebenso

das Fehlen von Chancen und Wahlmöglichkeiten, welche eine Voraussetzung für die menschliche Entwicklung sind: „für ein langes, gesundes, kreatives Leben, einen angemessenen Lebensstandard, für Freiheit, Würde, Selbstachtung und Achtung durch andere“ (UNDP, Bericht über die menschliche Entwicklung 1997, S.4f.).

In den Entwicklungsländern ist die *Gesellschaftsstruktur* gekennzeichnet durch einige wenige Eliten einerseits, die einen Großteil der Produktionsmittel, Ländereien und Machtpositionen besitzen, und auf der anderen Seite den größten Teil der Bevölkerung, die an oder unter der absoluten Armutsgrenze lebt. Hinzu kommt, dass von Armut stets am stärksten die Frauen mit ihren Kindern betroffen sind, die in der Realität für das Überleben der Kinder meist die alleinige Verantwortung tragen. So entstammen viele der Straßenkinder aus Familien Alleinerziehender, in denen die Mutter durch einen langen Arbeitstag für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt aufzubringen sucht. Das reicht oft nicht zur Deckung der Grundbedürfnisse aus, so dass die Kinder ihre Arbeitskraft einbringen müssen, die Schule nicht besuchen, geschweige denn Gesundheitsdienste in Anspruch genommen werden können.

In den Industrieländern mit ihrer vielzitierten „Zwei-Drittel-Gesellschaft“ wirkt sich Armut oft in sozialer Marginalisierung aus. Wenn der implizit geforderte Lebens- und Konsumstandard unter der Grenze des Akzeptierten liegt, bekommen das die Betroffenen recht schnell und deutlich von ihrer Umwelt zu spüren. Der Modernisierungsprozeß zeigt hier seine Wirkung, indem einerseits ein Großteil der Armut in Entwicklungsländer ausgelagert wird, andererseits durch die Gesellschaft hier ein tiefer Riß sich ausbreitet zwischen „Stigmatisierten“ und „Normalen“, der vielen Menschen einfach die Rückkehr zu „normalen Verhältnissen“ für immer verbaut.

II.1.2.2 Strukturen der Weltgesellschaft als Ursache

Bei der Betrachtung von Ursachen für die wachsende Armut weltweit gibt es verschiedene entwicklungstheoretische Ansätze. Die zwei großen theoretischen Richtungen der Diskussion sind die Dependenz- und die Modernisierungstheorie. Die Dependenztheorie werde ich in Zusammenhang mit den Ausführungen zur Weltwirtschaft näher erläutern, die Modernisierungstheorien sind durch die Ausführungen zur „Risikogesellschaft“ von Ulrich Beck vertreten. Weitere Ansätze lasse ich aus Platzgründen unberücksichtigt.

A: Modernisierung: Von der Industrie- zur postmodernen Risikogesellschaft

Ulrich Beck beschrieb 1986 die Entwicklung des Globalisierungsprozesses in dem Buch „Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne“. Die neue Gesellschaft, die er skizziert, beeinflusse und verändere die Lebenslagen aller Menschen, auch wenn die Veränderung eine unbemerkte ist.

Ein wesentliches Element dieser neuen Gesellschaft nach Beck sei die *Individualisierung* der Mitglieder, die aus ihren sozialen Klassen herausgelöst werden und sich einer Fülle von vermeintlichen Lebenschancen und Wahlmöglichkeiten gegenüber sehen, zwischen denen sie sich entscheiden müssen, um ihren eigenen Weg zu finden. Individualisierung in diesem Sinne ergebe sich aus dem Zusammenwirken vieler Komponenten, „es ist ein Grundsachverhalt und Problem der Moderne überhaupt“, strukturell angelegt in den sich ausdifferenzierenden Teilsystemen und Lebenslagen unserer sich entwickelnden Gesellschaft (Heitmeyer, 1996, S.11f).

So sei die frühere Gesellschaft (nach Beck) gekennzeichnet gewesen durch einen weitgehend vorgezeichneten Lebensweg bezüglich der Lebensformen und Selbstverständlichkeiten der Moderne, wie der Beruf, die soziale Klassenzugehörigkeit und Mobilität, Ehe und Familie, die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern... Alle diese ehemaligen Konstanten bestehen heute nicht mehr in dieser Verbindlichkeit, an Stelle dessen machen sich die Menschen zum Zentrum ihrer eigenen Lebensplanung, nicht zuletzt aus materieller Überlebensnotwendigkeit heraus.

Damit einhergehend verlieren ehemalige Erfolgssymbole wie Einkommen, Karriere und Status zunehmend an Bedeutung, die neue Ethik betont die Pflichten gegenüber sich selbst, z.B. Selbstfindung und Selbstbestätigung. Sie eröffnet einerseits enorme Chancen bezüglich Handlungs- und Entscheidungsspielräumen („Pluralisierung von Lebenslagen“), andererseits sind auch die potentiellen Gefährdungen und Risiken ganz andere. Laut Beck bedeutet die verlorengegangene Sicherheit des Lebensweges für viele Menschen das Abrutschen in Arbeitslosigkeit und Armut, soziale Isolation und Benachteiligung aufgrund Geschlecht, Alter, Bildungsgrad, Herkunft o.Ä.. Die Gefährdungen, wie Hunger, materielle Not oder räumliche Enge, die früher greifbarer waren, sind heute differenzierter, umfassender und schwerer wahrzunehmen, sei es nun die schleichende Zerstörung der Lebensgrundlagen durch Umweltschäden, psychosomatische „Zivilisationskrankheiten“ oder die gescheiterte Ehe, die einen unvermutet trifft.

Verantwortliche oder Urheber lassen sich dabei selten ausmachen, vielmehr sind es höchstens Symptome, die mit dem notwendigen Hintergrundwissen die Situation als solche erkennbar werden lassen. Die wachsende Armut, von der Frauen mit ihren Kindern am extremsten betroffen sind, Kinder, die aus zerrütteten Familien geflohen sind oder auf der Straße arbeiten, um zu dem Lebensunterhalt der Familie beizutragen, oder Obdachlose, die am System gescheitert sind, sind nur einige der Symptome, deren Ursachen sich nicht linear kausal ausmachen lassen. Sie werden laut Beck jedoch systematisch von der Entwicklung der Gesellschaft unter dem Banner des Fortschritts und der Globalisierung produziert. Die zunehmende soziale Ungleichheit sei damit ein wesentlicher Bestandteil dieser neuen gesellschaftlichen Entwicklung, die sich den Prognosen zufolge weiter verschärfen wird.

Ein weiteres Element dieser skizzierten „Risikogesellschaft“ nach Beck ist die veränderte Lage der Geschlechter. Im Zuge der Bildungsexpansion sind Frauen heutzutage besser ausgebildet und gehen einer Erwerbsarbeit nach, was bis vor einigen Jahrzehnten noch die kritisierte Ausnahme war. Damit gestiegen seien auch die Erwartungen der Frauen auf mehr Emanzipation, die jedoch oft in krassem Gegensatz zur Realität stehen, welche sich erst dann herauskristallisieren, wenn der geliebte Ehegatte sich weigert, auf die Kinder aufzupassen, um seiner Frau die Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Die Benachteiligung der Frauen ist „Produkt und Fundament der Industriegesellschaft“, denn sie basiert auf der Arbeitsteilung der Geschlechter, bei der die Einen unbezahlte Familienarbeit leisten und dabei finanziell vom anderen abhängig sind, und die Anderen auf Grundlage dessen der Erwerbsarbeit nachgehen und damit eine „arbeitsmarktförmige Existenz“ führen können.

Die frühere „Lebenslänglichkeit“ einer Heirat ist hohen Scheidungsraten, nichtehelichen Beziehungen mit mehr oder weniger gegenseitiger Verantwortung, Zweit- und Drittehen u.v.m. gewichen. Daraus resultiert der „Dschungel elterlicher Beziehungen: meine, deine, unsere Kinder mit den jeweils damit verbundenen unterschiedlichen Regelungen, Verantwortungen und Konfliktzonen für alle Betroffenen... Es findet eine

Entkoppelung und Ausdifferenzierung der vormals in der Ehe zusammengefaßten Lebens- und Verhaltenselemente statt.“ (1986, S.163f)

Der Modernisierungsprozeß beinhaltet auch eine Herauslösung von Frauen aus den traditionellen Vorgaben der Industriegesellschaft. Vormals bedeutete Mutterschaft eine lebenslange Aufgabe im Schoß der Familie, heute ist das „Dasein-für-Kinder“ zu einem vorübergehenden Lebensabschnitt geworden, durch empfängnisverhütende und schwangerschaftsabbruchende Mittel u.U. selbstgewählt. Zudem ist es nicht mehr selbstverständlich, durch eine Heirat ein ganzes Leben lang in gesicherten Ehe- und Familienverhältnissen zu leben, denn steigende Scheidungsraten, Single-Dasein und von Armut betroffene Alleinerziehende sprechen eine beredete Sprache davon. Insgesamt „schält sich innerhalb und außerhalb der Familie die Eigenständigkeit der männlichen und weiblichen Einzelbiographie heraus.“ (ebd., 1986, S.188)

Damit einher geht eine „veränderte soziale Beziehung und Bindungsqualität zum Kind. Einerseits wird das Kind zum *Hindernis* im Individualisierungsprozeß, ...andererseits zur *letzten verbliebenen, unaufkündbaren, unaustauschbaren Primärbeziehung*“ (ebd., 1986, S.193). Die sich abzeichnende zukünftige Entwicklung ist laut Beck gekennzeichnet von einer Restabilisierung der enttraditionalisierten Rollen der Frauen, die durch anhaltende Massenarbeitslosigkeit vom Arbeitsmarkt gedrängt werden und so vorprogrammierterweise zu den primär Betroffenen der neuen Armut werden. „Die Pluralisierung von Lebenslagen erscheint vielen Menschen als ausufernder Individualismus, dem politisch und institutionell durch gezielte Gegenmaßnahmen zur Stützung der Familie entgegengewirkt werden muß.“ (ebd., 1986, S.195 f.)

Inwieweit diese von U.Beck skizzierten Elemente der Risikogesellschaft sich tatsächlich auf die gegenwärtige Entwicklung übertragen lassen, sollte jeder Leser für sich selbst herausfinden. Meiner Meinung nach treffen jedoch einige konkret nachgezeichnete Entwicklungen z.B. im familiären Bereich oder bezüglich der Geschlechterlagen durchaus zu.

B: Dependenz: Das Weltwirtschaftssystem und internationale Abhängigkeiten

Unbestrittenerweise hat das Weltwirtschaftssystem, ein an sich eher abstraktes Konstrukt, Auswirkungen auf das Leben aller, sei es bezüglich der Preise für Grundnahrungsmittel, dem Angebot von Waren, dem Vorhandensein eines Arbeitsplatzes, der öffentlichen Sozialausgaben etc.. Manchmal wird es mir erst in Form einer CocaCola Dose am hinterletzten Winkel der Welt bewußt, *wie* weit es uns alle betrifft, weil ich sie mir mit meinen Devisen leisten kann, sie für meinen einheimischen Bekannten jedoch einen großen Luxus darstellt, den er sich aber trotzdem leistet, weil CocaCola für ihn etwas Besonderes ist. In diesem Zusammenhang ist es als *eine* der Ursachen für Armut, zerbrochene Familien, Aggressionen und Gewalt zu sehen, die aufgrund einer feindlichen Umwelt unter ökonomisch harten Bedingungen entstehen.

Das Weltwirtschaftssystem, sprich die internationalen, außenwirtschaftlichen Beziehungen der Länder und Konzerne untereinander, werden von den Machthabenden in Regierungen, den transnationalen Unternehmen und den monetären Institutionen als eine Veranstaltung zum Wohle aller gerechtfertigt. Die Strukturanpassungsprogramme von IWF und Weltbank sind dabei Instrumente der Entwicklungspolitik, die im Sinne einer „nachhaltig globalen Entwicklung drei zentrale Belange verfolgen: Produktives Wirtschaftswachstum, soziale Gerechtigkeit und ökologische Nachhaltigkeit“ (BMZ, 1997, S.5). Mit dem

produktiven Wirtschaftswachstum geht angeblich als längerfristige Folge die Verringerung von Armut einher (World Bank, in: ebd., S.7), auch wenn kurzfristig die Auswirkungen wie Preissteigerungen, Kürzungen der Sozialausgaben im Rahmen einer Haushaltskonsolidierung, Arbeitsplatzverlust im öffentlichen Sektor etc. zu einer Zunahme von Armut und bedrohten Existenzen führt. Die ohnehin schon Armen werden von dieser Politik angeblich nicht tangiert, und würden im Endeffekt von dieser Politik nur profitieren (vgl. Betz, 1997, S.248ff).

Kritiker erkennen dagegen in internationalen Wirtschaftsdependenzen und Strukturanpassungsprogrammen die Ursache für weltweit wachsende Armut und auseinanderdriftende Einkommen: Der Anteil der reichsten zwanzig Prozent der Weltbevölkerung am Welteinkommen stieg zwischen 1960 und 1991 von 70% auf 85%, der Anteil der ärmsten zwanzig Prozent der Bevölkerung fiel von 2,3% auf 1,4%. Anfang dieses Jahrzehnts verfügt ein Fünftel der Weltbevölkerung über vier Fünftel des weltweiten Einkommens (vgl. Stiftung Entwicklung und Frieden, 1993, S.51).

Der UN Development Report 1997 informiert in diesem Zusammenhang von einer positiven Armutsverringerung im Zuge der industriellen Revolution in den letzten 200 Jahren, und warnt gleichzeitig vor einer weltweit zunehmenden Armut aufgrund des wachsenden globalen Drucks, welche sich erst in den letzten Jahren abzeichnet. Armut wird dabei mit Hilfe von vier Dimensionen als solche charakterisiert : 1. kurzes Leben, 2. Analphabetentum, 3. Ausgrenzung und 4. Mangel an materiellen Mitteln (UNDR 1997, S.4).

Das Weltwirtschaftssystem trägt durch die implizite internationale Arbeitsteilung der Entwicklungsländer als Rohstofflieferanten und der Industrieländer als Fertigwarenhersteller zur Zementierung bestehender Ungleichgewichte bei. Inzwischen geht der Trend weg von dieser jahrhundertealten Ausbeutungspraxis dahin, dass im Rahmen der Globalisierung die Produktion in Billiglohn- sprich Entwicklungsländer ausgelagert wird und die Gewinne von transnationalen Konzernen abgezogen und akkumuliert werden. Die immer engmaschigere Interdependenz und Globalisierung führt zu zunehmender Unterentwicklung und Armut, die sich inzwischen bis in die gesellschaftlichen Nischen der Industriegesellschaft und in extremer Form in den Entwicklungsländern manifestiert hat. W. Micheler im „Weißbuch Afrika“ spricht in diesem Sinne vom Weltwirtschaftssystem, dass "kein Entwicklungsmotor, sondern Handel auf Kosten der Armen" sei, die vom propagierten "freien" Welthandel nur in seinen negativsten Auswirkungen berührt werden. Als Beispiel zieht er den EG-Agrarmarkt heran: Einfuhrzölle auf die Exportprodukte der Entwicklungsländer, EG-subsidierte Agrarerzeugnisse, die mit Dumpingpreisen ärmeren Ländern die Verkaufspreise diktieren und ungleiche Machtverhältnisse, welche die komparativen Kostenvorteile der Entwicklungsländer außer Kraft setzen (Micheler, 1991, S. 401).

Dazu kommt die immense Verschuldung der Entwicklungsländer, die inzwischen einen Großteil ihres BSP zur Zahlung von Schulden bei den Geberländern verwenden müssen. Nur selten ringen sich Weltbank und IWF, bei denen Bundesregierung und Bundesbank Mitspracherechte haben, dazu durch, zumindest einen Teil der Schulden zu erlassen, so dass die Gelder in den betroffenen Ländern für öffentliche Ausgaben (z.B. für Gesundheits- und Sozialausgaben) eingesetzt werden können.

C: Entwicklungshilfe und Entwicklungspolitik

An dieser Stelle erscheint es mir notwendig, auf den Begriff der "Entwicklung" näher einzugehen. Die grundlegende Frage nach Entwicklung, wer wie entwickelt werden soll, und wer dies definiert, offenbart schon

das ganze Dilemma dieser Diskussion. In der Regel werden die Länder der „3. Welt“ (auch ein umstrittener Begriff auf dessen Verwendung ich hier aus Platzmangel nicht näher eingehen werde) von der öffentlichen Meinung als entwicklungsbedürftig eingestuft. Entwicklung bedeutet in diesem Sinne eine Angleichung der Lebensstandards, der Konsum- und Produktionsverhältnisse an den Standard der Industrieländer, sowie eine Übernahme westlicher Ideale wie die Leistungsideologie, Demokratie und Marktwirtschaft. Traditionelle Lebensweisen werden als entwicklungshemmend und rückständig etikettiert, oft werden sie zum Gegenstand ethnologischer Faszination im Rahmen von vermarktetem Ferntourismus, bei dem Menschen aus traditionellen Stammesgesellschaften wie seltene Tiere im Zoo aus sicherer Entfernung des Reisebusses präsentiert werden.

Dabei wird meist vergessen, wie ganze Volksgruppen sich selbst sehen und welche Entwicklung *sie* anstreben. Statt dessen werden ganze Völker so konstruiert, wie sie zu sein haben und wohin sie sich zu entwickeln haben. Das ist eine höchst ethnozentrische Perspektive der westlichen Länder, die diese Sichtweise zur international gültigen deklariert und dabei die Schattenseiten der Entwicklungen der hochindustriellen, kapitalistischen Wirtschaftsform nicht als Fehlentwicklungen benennt. Dabei würde eine weltweite Angleichung an die Wirtschaftsform und Lebensweise der Industrieländer das Horrorszenario einer globalen Umweltkatastrophe in empfindliche Nähe rücken. Trotz all dieser Gründe dafür, den Entwicklungsbegriff und den der „Entwicklungsländer“ nicht zu gebrauchen, verwende ich ihn mangels einer unkomplizierten Alternative und der Verständlichkeit halber in dieser Arbeit.

Als Motiv für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit z.B. nennt das BMZ „über nationale Grenzen hinausgehende politische Verantwortung für den globalen Umweltschutz und eigenes Interesse an der Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen“ (1997, S.5), welche nicht zuletzt durch Exportproduktion für den Weltmarkt oft hemmungslos und nachhaltig zerstört werden. Dieses Ziel sei nur dann erreichbar, „wenn auch in den Industrieländern notwendige Reformen und Strukturanpassungen auf allen Ebenen erfolgen“, wie diese jedoch aussehen sollen, wird nicht näher definiert.

Die Schwerpunkte der Entwicklungshilfe sind laut BMZ Armutsbekämpfung, Umwelt- und Ressourcenschutz sowie Bildung und Ausbildung; die Bereiche „Nothilfe und Krisenprävention“ und die „Förderung der Privatwirtschaft“ erlangen jedoch immer größere Bedeutung.

Allgemein ist die Ansicht verbreitet, dass der Norden dem Süden umfangreiche Entwicklungshilfe zukommen läßt, von der der Süden profitiert. Das Gegenteil jedoch ist der Fall: „Es findet ein massiver Abfluß an finanziellen und wirtschaftlichen Ressourcen aus dem Süden in den Norden statt, verursacht durch das Ungleichgewicht der internationalen Wirtschaftsstrukturen“ (van Dieren, in: Holm, 1995, S.20).

II.2. Entwicklung in Kenya

In diesem Kapitel werde ich die Situation der Straßenkinder in Kenya, die sich gar nicht so eklatant von ihrer bundesdeutschen Parallele unterscheidet, anhand einer Lebensweltbeschreibung dem Leser darstellen. Zudem analysiere ich die Herkunft der Kinder mit Hilfe des „familiären Hintergrundes“ sowie der „sozialen Schichtzugehörigkeit“, um im

Anschluß die Ursachen für das Entstehen dieser Problematik im nationalen Kontext zu verdeutlichen.

Umfang und Beschreibung des Problems

In Kenya existiert das Phänomen der Straßenkinder seit Mitte der 70er Jahre vereinzelt, hat jedoch inzwischen fast „brasilianische“ Ausmaße angenommen. Heutige Schätzungen reichen bis zu einer halben Millionen Straßenkindern im ganzen Land, allein in Nairobi sind es ca. 130.000. Die „AFRICAN NETWORK FOR THE PREVENTION AND PROTECTION AGAINST CHILD ABUSE AND NEGLECT“ (ANPPCAN) schätzt die Anzahl potentieller Straßenkinderkandidaten in Kenya für das Jahr 1995 auf über 3 Millionen, bei einer Einwohnerzahl von 27 Mill. Einwohnern (ANPPCAN, 1995, S.3). Das Alter der Kids variiert von 6 bis 18 Jahren, die meisten sind jedoch zwischen 10 und 13 Jahren alt. 90% der Kinder sind jünger als 16 Jahre, fast 20% sind unter 11 Jahren. Dazu kommen die jungen Erwachsenen, die eine Straßenkindheit hinter sich haben und nun bereits mit ihren Kindern auf der Straße leben.

Während es sich vor fünfzehn Jahren noch ausschließlich um Jungen handelte, sind 1995 bereits 10% der Straßenkinder Mädchen; der Anteil nimmt rasch zu.

II.2.1. Lebensweltbeschreibung

Jürgen Habermas beschreibt die "Lebenswelt" als den "Horizont, in dem sich die kommunikativ Handelnden immer schon bewegen", den fraglosen Rahmen sozusagen, in dem sich die kommunikative Alltagspraxis mit den erlernten Elementen von Sprache, Kultur, Denk- und Handlungsweisen und Ideologien automatisch abspielt. (Zitat O. Bujard, 1995)

Wie sieht nun die Lebenswelt der Straßenkinder in Kenya aus? Wie gestaltet sich ein normaler (All-) Tag und welche Verhaltensweisen werden angewendet, um mit den äußerst schwierigen Umfeldbedingungen zurechtzukommen?

1. Ein Tag auf der Straße:

Ein Sozialarbeiter aus Kisumu beschreibt den Tagesablauf wie folgt:

„The boys wake up from various places that they spend the night, they meet at Kisumu Sweet Mart where they are sometimes given something to eat for breakfast, then they split up and go collecting paper and scrap metal. They meet at lunchtime and buy some potatoes than go to the Kenyatta Sports Ground to cook them in small tins over open fire ate from the scraps of rubber from old tyres. Between 2 p.m. and 4 p.m. they hang around the sports ground, some sleeping and majority sniffing gum. By 5 p.m. they are very high, they go to old Nyanza General Hospital to ask for food left by patients. After receiving food they again go to the sports ground and share it amongst themselves. After the meal most of the boys go to the Nyanza Cinema in town, this is usually between 6 p.m. to 9 p.m..After the cinema they split up to find somewhere to sleep, some go to the sports ground where they erect a shelter using pieces of plastic. Others go to Kisumu Boys Highschool Compound where the watchman can let them sleep in exchange for a few cigarettes” (Nyanza Childrens Department, 1989, S.10).

Bei diesem aus der Sicht eines Sozialarbeiters beschriebenen Tag auf der Straße wird nur der äußere, grobe Tagesablauf dargestellt, die vielen Feinheiten des Empfindens durch die betroffenen Kinder bleiben außen vor. Die Straßenkinder selbst berichten kaum von diesen für sie alltäglichen Lebensabläufen, sie erzählen von ganz anderen Dingen: z.B. von dem vielfachen Ärger mit der Polizei, die sie in Jugendarrest oder Besserungsanstalten sperrt, von den anfänglichen Schwierigkeiten, von der Straßengruppe akzeptiert zu werden, von der Überlebensnotwendigkeit zu arbeiten, von ihrer Sehnsucht nach einem bürgerlichen Leben, ihren Familien, oder auch von der Freiheit und Eigenverantwortlichkeit des Lebens auf der Straße. Auch von Freundschaften und den spielerischen Aktivitäten der Straßenclique, den vielen gemeinsamen Unternehmungen wie z.B. ins Kino gehen oder Ausflüge in unbekanntere Stadtgegenden zu machen, wird viel berichtet.

2. Überlebensstrategien

Das (Über-)Leben auf der Straße bedingt spezifische Verhaltensformen und Lebensweisen, die meist von der Gesellschaft illegalisiert oder zumindest als bedrohlich empfunden werden. Dazu gehören die verschiedenen Formen des Gelderwerbs, der Nahrungsbeschaffung, die Einnahme von Drogen oder das Leben der Kinder in Gruppen.

A. Einkommensquellen

Straßenkinder sind in den allermeisten Fällen auch arbeitende Kinder, die sich durch ihre Arbeitskraft ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen müssen. In einer landesweiten Studie des ANPPCAN 1991 werden folgende Aktivitäten zum Gelderwerb genannt: Betteln, Verkauf von Gemüse des Vortages, Sammeln von Altmaterialien zum Wiederverkauf an Händler, sowie das Parken, Bewachen und Waschen von Autos, das Tragen von Lasten und anderes (1991, S.39). Weitere verschärft illegale Aktivitäten werden nicht genannt, was sich wahrscheinlich auf das Mißtrauen der Kinder gegenüber den fremden BefragerInnen zurückführen läßt, denn in weniger umfangreichen früheren Untersuchungen wird auch von Hehlereiaktivitäten und Diebstählen in kleineren Maßstäben berichtet.

Vor allem die Mädchen auf der Straße verdienen zu einem Großteil (67%) ihren Lebensunterhalt durch Betteln und Prostitution, wobei erste Prostitutionserfahrungen teilweise im Alter von 9 oder 10 Jahren gemacht werden. Auch die Straßenprostitution der Jungen nimmt zu. (W. Muraya, 1993, S.48) Damit einher gehen erschreckende Zahlen, die von der Undugu Society of Kenya, der wohl renommiertesten Organisation im Zusammenhang mit Straßenkindern in Kenya, in einer Untersuchung herausgefunden wurden: 9 von 10 Straßenmädchen mußten schon wegen sexuell übertragbaren Geschlechtskrankheiten ärztlich behandelt werden, 3 von 10 leiden bereits an der tödlichen Immunschwäche AIDS.

B. Drogengebrauch

Ein großes Problem ist der Konsum von Suchtmitteln unter den Kindern: nur 25% der befragten Straßenmädchen gaben an, überhaupt keine Drogen zu nehmen, bei den Jungen dürfte es ein weit geringerer Prozentsatz sein. Am weitesten verbreitet ist dabei das Schnüffeln von Gum, Glue oder Petrol, welches leicht die Umstände und die

eigene Person vergessen läßt und zu Euphorie, Schwindel, scheinbare Aufwertung des Selbst, Appetitlosigkeit, Apathie oder Aggression führt. Zudem tritt die körperliche und seelische Abhängigkeit recht schnell und unbemerkt ein, und auch die körperlichen Langzeitschäden sind verheerend, wenn auch nicht auf den ersten Blick erkennbar: so werden Leber und Nieren irreversibel geschädigt, Störungen des Atemzentrums können u.U. die Atmung lahmlegen, Schädigungen der Augen, Nasen und Lungen sind nachgewiesen und die inhalierten Schwermetalle wie Kupfer, Zink oder Blei zerstören die Gehirnzellen.

Desweiteren weit verbreitet ist das Rauchen von Marihuana („Bhang“) und Zigaretten, der Genuß von selbstgebrautem hochprozentigen "Changa'a", und die nur in Ostafrika traditionell verbreiteten Blätter und Stengel einer Koka verwandten Pflanze, "Miraa" oder "Chat" genannt, die gekaut eine euphorisierende und appetithemmende Wirkung haben. Auch bei diesen Suchtmitteln ist die Zahl der gebrauchenden Jungen höher als die der Mädchen, was sich wahrscheinlich auf eine für Frauen traditionell höhere Hemmschwelle beim Drogengebrauch zurückführen läßt. Die breite Ablehnung des Suchtmittelmißbrauchs in der Gesellschaft beinhaltet eine weitere Kiminalisierung und Täterstigmatisierung der Kinder, die insoweit verständlich erscheint, als das die Kinder u.U. durch Beschaffungskriminalität erbeutetes Geld für den Kauf von den genannten Drogen verwenden.

C. Delinquenz

Durch die fast alle illegalen Formen des Gelderwerbs (Betteln, Diebstähle, Prostitution und Raubüberfälle) sowie durch die Einnahme der illegalisierten Drogen sind die Kinder eine Zielgruppe der Polizei. Allein ihre bloße Existenz auf der Straße reicht aus, sie wegen Vagabundierens oder des Nächtigens auf der Straße in Gewahrsam zu nehmen. Zudem sind die meisten von ihnen minderjährig und gehören unter die elterliche Obhut und Fürsorge, wie es das kenianische Kinderrecht, der sog. „Children and Young Persons Act" von 1963 (mit Nachbesserungen 1972) im 141. Kapitel des kenianischen Gesetzbuches vorsieht. Infolgedessen gaben 96% der befragten Kinder an, bereits wegen Drogen, Diebstahl oder Herumlungen in Konflikt mit der Polizei geraten zu sein, ein großer Teil von ihnen befand sich schon in Polizeihaft oder in staatlichen Jugendbesserungsanstalten (Wainaina, 1981, S.57).

Diese Erfahrungen mit der Polizei oder anderen staatlichen Institutionen entsprechen in der Regel massiven Gewalt- und Mißbrauchserfahrungen. Prügel, Folter, Vergewaltigungen und Belästigungen jeglicher Couleur sind an der Tagesordnung. Amnesty International berichtet in dem Appellfall des Lomurodo Amodoi 1997 von dem Mord an einem Straßenjungen auf einem Polizeirevier in Kisumu, der sicherlich nur die Spitze des Eisberges darstellt und beschreibt eindringlich die gängigen Polizeipraxen (ai, 1997, S. 2-3). Vor allem wenn ein Straßenkind bei einem Diebstahl oder einem Raubüberfall erwischt wird, drohen ihm schreckliche Konsequenzen: von der wütenden Öffentlichkeit riskiert es, krankenhausreif geprügelt zu werden, und auch die Polizei behandelt es wie einen Schwerverbrecher. Kein Wunder also, dass das Verhältnis der meisten Streetkids zur Gesellschaft und Erwachsenenwelt geprägt ist durch tiefes Mißtrauen, entstanden aus Gewalt- und Ausbeutungserfahrungen.

D. Straßengruppen

Die Kinder organisieren ihr Zusammenleben ähnlich dem in der Familie: bis zu fünf Mädchen zwischen 8 und 15 Jahren leben mit älteren Straßensöhnen (14-20 J.) in „eheähnlicher Gemeinschaft“ zusammen in einer notdürftigen Behausung, „Chuom“ genannt. Diese sind meist aus Plastik, Pappe und ähnlichen Materialien errichtet, und befinden sich in Hinterhöfen oder anderen versteckten öffentlichen Plätzen. Die „Chuoms“ werden meist nach dem Anführer der Gruppe oder seinem Standort benannt, und die Kinder in der Stadt (Nairobi) kennen sich untereinander und wissen, wer zu welchem Chuom gehört bzw. wer neu auf der Straße ist.

Innerhalb dieser Gangs bildet sich ein enger Zusammenhalt, der gleichzeitig eine Überlebenstrategie darstellt: Die Jungen garantieren Sicherheit und sorgen für Nahrung, wenn ihre "Frauen" abends nach Hause kommen und führen mit ihnen eine eheähnliche emotionale und sexuelle Beziehung, die inzwischen zu einer zweiten Generation von Straßenkindern geführt hat: Im Gegenzug dazu erlauben sie ihren Partnerinnen dann auch nicht, mit anderen Straßensöhnen herumzuspielen, wobei die Prostitutionstätigkeit der Mädchen als „Arbeit“ jedoch ausgeklammert wird. Viele minderjährige Mädchen, ab 12 Jahren aufwärts, sind inzwischen Mutter von ein oder zwei Kindern, die auch im Chuom aufwachsen. (Muraya, W., 1993, S.43, 46)

Innerhalb dieser Straßengruppen herrscht, wenn jemand einmal als Mitglied akzeptiert worden ist, große Solidarität. Die Clique stellt sozusagen die Ersatzfamilie dar und bildet damit die primäre Sozialisationsinstanz für die Kids. Die Mädchen pflegen besonders untereinander noch Freundschaften, berichten jedoch auch von Gewalterfahrungen innerhalb des Chuoms, von Seiten ihrer Freunde ausgehend. Dieses Zusammenleben in Gruppen bietet allen Mitgliedern mehr Schutz vor Polizei und der feindlich gesinnten Umwelt und erleichtert durch Arbeitsteilung und gemeinsames Wirtschaften die Nahrungsbeschaffung und damit das Überleben. Das Einkommen aller wird geteilt und für Grundnahrungsmittel, Drogen und manchmal auch für Kinobesuche ausgegeben.

3. Problemlagen und Belastungsfaktoren

Die Kinder und Jugendlichen beschreiben in einer Befragung des ANPPCAN die Probleme der Straße folgendermaßen: 13% bemängeln das Fehlen eines Schlafplatzes, 6% nennen die schlechten Wetterbedingungen (in Nairobi am Rande des Riftvalley z.B. sinken die Temperaturen nachts auf annähernd Null Grad°), Belästigung und Mißbrauch von Seiten Erwachsener und älterer Jugendlicher empfinden 32% als Problem (darunter fallen wahrscheinlich auch die nicht explizit genannten sexuellen Mißbrauchserfahrungen der Prostitution), an Hunger leiden 28%, gesundheitliche Probleme benennen nur 0,3% und keine Probleme nennen 14%. In einer anderen Studie aus Kisumu werden u.a. noch Marihuana und Klebstoffschnüffeln, Ärger mit der Polizei und Schläge von der Öffentlichkeit bei der Ertappung von Diebstählen genannt. (Nyanza Children's Department, 1989, S.7)

Interessant an diesen Zahlen ist die Selbsteinschätzung der Kinder, die z.B. die gesundheitlichen Belastungen kaum als Problem betrachten, auch wenn an anderer Stelle 22% glauben, eine Krankheit zu haben, die der Behandlung bedarf. Tatsächlich sind Geschlechtskrankheiten, wie an anderer Stelle schon ausgeführt, Hautinfektionen, Erkrankungen der Atemwege und Formen der Mangelernährung weit verbreitet, von AIDS und den körperlichen Langzeitschäden des Drogenkonsums ganz zu schweigen. Eine wesentliche Bedingung hierfür stellt das Übernachten im Freien und die damit verbundenen unhygienischen Zustände dar, die durch die

mangelhafte Ernährung und die Verschleppung von Krankheiten noch verschärft wird. Auffallenderweise benennen die Kinder nicht die Abwesenheit ihrer Familie oder die fehlende Schul- oder Berufsausbildung als Problem, was jedoch u.U. an der Fragestellung liegt und auch andere Problemlagen werden gar nicht erwähnt werden.

II.2.2. Herkunft der Kinder

Der überwiegende Teil der Kinder auf den Straßen Kenyas ist männlichen Geschlechts. Noch 1991 betrug der Anteil 91%, in den letzten Jahren beobachten Sozialarbeiter jedoch jedes Jahr eine rapide steigende Anzahl von Straßenmädchen, welche schwerer als solche zu identifizieren sind, da sie sich eher unauffällig verhalten, z.B. oft des Nachts arbeiten und die Öffentlichkeit meiden.

Das Durchschnittsalter der Kids auf der Straße wurde mit 12,8 Jahren ermittelt, 90% der Kinder waren jünger als 16 Jahre, 19,6% lagen in der Altersklasse zwischen 6 und 10 Jahren (ANPPCAN, 1991, S. 24).

Die Dauer von Straßenkarrieren lassen sich nur schwer erfassen. Das liegt zum einen an der unterschiedlichen Einschätzung der Kinder, wann ein Straßenleben als solches zu betrachten ist und zum anderen verfügen sie über individuelle Zeitvorstellungen, die der unseren nicht unbedingt entsprechen. In der Studie variieren sie zwischen wenigen Monaten und einigen Jahren, die durchschnittliche Verweildauer wird mit zwei Jahren angegeben (ANPPCAN 1991, S.37).

Die Straßenkinder entstammen fast alle kinderreichen Familien aus den unteren sozialen Schichten, was nicht ungewöhnlich ist, da 1994 46% der Bevölkerung unter der Armutsgrenze lebte, und weitere 30 % vom Abrutschen darunter bedroht sind. Die Mehrheit der Herkunftsfamilien wird charakterisiert durch folgende Merkmale: „a.) single parenthood, b.) low incomes, c.) lack of developed skills, d.) poor sanitation, e.) large family sizes, f.) inadequate clean water supply, g.) inaccessible roads with inadequate lighting, h.) temporary and inadequate shelter, i.) absence of recreational facilities, j.) overcrowded and hostile environment“ (ebd., 1991, S.209).

Die Familien der Kinder sind meist aus ländlichen Gebieten zugezogen, leben nun in den Slums der Großstädte und haben oft den Kontakt zu ihren Verwandten der Großfamilie auf dem Land abgebrochen. Die meisten Kinder stammen aus Familien mit drei bis fünf Kindern, die i.d.R. in einem einzigen Raum zusammenleben. Meist ist nur die Mutter verantwortliche Bezugsperson, “the father, if any, was to be seen once or twice a year” (Muraya, 1993, S.22).

Durchschnittlich 30% der kenianischen Haushalte werden von Frauen geführt, in Mathare Valley, dem größten Slumgebiet Nairobi's mit 350.000 Einwohnern sind es jedoch 60-80 %. Die Männer können ihrer gesellschaftlich zugedachten Ernährerrolle aufgrund von Arbeitslosigkeit und niedrigen Löhnen nicht entsprechen, viele Familien brechen unter den extremen Belastungen auseinander und den Frauen obliegt es dann, die Kinder großzuziehen. Infolgedessen sind lose Beziehungen weit verbreitet, viele Geschwister haben unterschiedliche Väter und die Verantwortung liegt allein bei der Frau.

Das niedrige Bildungsniveau der Eltern ist ein bedingender Faktor für die hohe Arbeitslosigkeit unter ihnen, wodurch viele gezwungen sind, auf Tätigkeiten im informellen Sektor wie Straßenhandel, Schnapsbrennen oder Prostitution zurückzugreifen. Ungefähr die Hälfte der Eltern gab an, auf Grund illegaler Tätigkeiten bereits einmal inhaftiert gewesen zu sein. (GOK; UNICEF, 1992, S.4 ff.)

Die Mehrheit der Kinder war gezwungen, die Schule abzuberechnen oder hat sie nie besucht. Grund dafür sind die finanziellen Belastungen durch einen Schulbesuch. In Kenya werden zwar keine Schulgebühren für die Primary School verlangt, jedoch müssen Schuluniformen angeschafft und die Schulmaterialien wie Bücher und Hefte bezahlt werden. Außerdem müssen die Eltern noch einen Beitrag zum Unterhalt der Schulen leisten. Diese indirekten Schulkosten können die meisten ärmeren Familien nicht tragen, statt dessen steuern die Kinder meist schon im frühen Kindesalter durch ihre Arbeitskraft zum Unterhalt der Familie bei (ANPPCAN, 1991, S.71).

II.2.3. Ursachen im kenyanischen Kontext

II.2.3.1. Strukturen der kenyanischen Gesellschaft

Die Ursachen für die Straßenkinderproblematik und damit einhergehend auch für die Armutsentwicklung in Kenya sind so differenziert und komplex, dass es erst einiger Hintergrundinformationen zu der kenyanischen Gesellschaft und Politik bedarf, um sie annähernd einsehen zu können.

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Die jüngere Geschichte Kenyas ist vor allem durch die englische Kolonialherrschaft (seit 1920) geprägt, die auch heute noch ihre Spuren hinterläßt. 1963 wurde Jomo Kenyatta als erster Staatspräsident des unabhängigen Kenyas (swahili: „Kenya Uhuru“) zum Symbol für den Aufschwung und die innere Stabilität des Landes. Sein Nachfolger, Präsident Daniel Arap Moi, der seit 1978 im Amt ist, sieht sich in den vergangenen Jahren massiver Kritik nationaler Oppositioneller und internationaler Geberländer ausgesetzt, die seit langem eine Demokratisierung des Landes und eine Einhaltung der Menschenrechte fordern. (vgl. Klaprodt u.a., 1998, S.3 ff.)

Dem „Länderbericht Kenia 1997“ des BMZ zufolge hatte Kenya 1997 ca. 28 Millionen Einwohner, die aufgrund der unterschiedlichen klimatischen und vegetativen Bedingungen räumlich sehr ungleich verteilt sind: in den nordöstlichen Gebieten wohnen 2,9 Einwohner pro qkm, in den ebenfalls ländlichen Distrikten Kakamega und Kisii dagegen 400 bis 500 Menschen auf dem gleichen Raum.

Diese 28 Millionen Menschen gehören 40 verschiedenen Stämmen an: den größten Stamm stellen die Kikuyu mit einem Anteil von 20,9%, gefolgt von den Luhya (13,8%), den Kamba

(11,3%) und den Kalenjin (10,8%). Zwischen diesen Bevölkerungsgruppen brechen seit einigen Jahren wieder vermehrt Stammeskonflikte in Folge von politischer Unzufriedenheit der Bevölkerung aus. Die von der Regierung privilegierten Kalenjin (Moi ist Kalenjin) und die Massai, die in bürgerkriegsähnlicher Feindschaft mit ihren Nachbarstämmen, den Kikuyu (Kenyatta war Kikuyu) und den Luo, liegen, geraten vor allem in der räumlichen Nähe der urbanen Zentren und speziell im Vorfeld der Wahlen (1992 und Dez.`98) immer wieder aneinander.

Ungefähr 73% der Bevölkerung bekennt sich zum Christentum, darunter sind unzählige kleine charismatische Bewegungen und afrikanische Freikirchen, die ständig an Bedeutung gewinnen, 6% sind Muslime und 18,9% gehören Naturreligionen an. Grundsätzlich nehmen religiöse Praktiken einen wesentlich höheren Stellenwert ein, als wir es vom europäischen Alltag her gewohnt sind, so sind zum Beispiel Tischgebete oder morgendliche Bibellesungen alltägliche Praxis (vgl. Frieters, 1996, S. 45).

Wirtschaftssystem

Kenya galt bis in die 1990er Jahre hinein als das Musterbeispiel für Entwicklung. Seit einigen Jahren wurden die kritischen Stimmen jedoch immer lauter, die zunehmend internationale Hilfe an demokratische Reformen und Einhaltung der Menschenrechte koppeln wollen.

Der „Länderbericht Kenya 1997“ vom statistischen Bundesamt berichtet in diesem Zusammenhang von den Geberländern Japan, Großbritannien, der BRD, den Niederlande, Dänemark und Schweden, die zum großen Teil ihre finanziellen Hilfen in den letzten Jahren deutlich eingeschränkt haben. In Kenya werden Strukturanpassungsprogramme, Budgethilfen und Infrastrukturgroßvorhaben in Zusammenarbeit mit Weltbank/IWF, der Europäischen Investbank und dem UNDP durchgeführt.

Dies führt zu einer Schuldenlast, die das erwirtschaftete BSP (1997: 6,6 Bill. \$) zu einem Großteil wieder auffrisst, so dass weniger Geld für innerstaatliche Ausgaben wie Sozial-, Bildungs-, und Gesundheitssystem zur Verfügung steht. Daraus resultiert wiederum zunehmende Verelendung der ohnehin auf die Sozialsysteme angewiesenen Armen. De facto geht das wirtschaftliche Wachstum Kenias zwischen 1972 und 1992 vor allem zu Lasten der ohnehin schon ärmsten 20 % der Bevölkerung, die weit weniger als der Durchschnitt vom wachsenden Pro-Kopf-Einkommen profitierten. (UNDR, 1997, S. 86)

Die Wirtschaftsstruktur Kenyas, in der 1990 80% der Arbeitskräfte im landwirtschaftlichen Sektor, 7% im industriellen Sektor und 13% im Dienstleistungssektor beschäftigt waren, bringt weitere Probleme mit sich.

Ein Großteil der landwirtschaftlichen Produktion geschieht in auf Großgrundbesitz basierenden Monokulturen, welche sich meist in den Händen internationaler Konzerne befinden und Tee, Kaffee und Schnittblumen für den Export anbauen. Diese ungerechte Landverteilung, die nahtlos an die Landbesitzverhältnisse der Kolonialzeit anknüpft, führt mit dem Bevölkerungswachstum (1990: 2,3%) zu zunehmender Landverknappung, so dass die Parzellen der familiären Subsistenzbetriebe oft nicht mehr das Lebensnotwendige für die zahlreichen

Familienmitglieder produzieren können. Die entstandenen Arbeitsplätze in den Exportbetrieben werden schlecht entlohnt, der Weltmarkt drückt die Preise und damit auch die Löhne der Angestellten unter das Existenzminimum. Die Landbevölkerung (73% der Gesamtbevölkerung) wie auch die städtische Slumbevölkerung ist am stärksten von Armut bedroht. Die verarbeitenden Industrien des sekundären Sektors und das technische Know-How sind meist im Ausland angesiedelt, nur ein geringer Teil der Produkte wird in Kenya selbst weiterverarbeitet, so dass nur wenige Arbeitsplätze im formellen Sektor entstehen. Die Gewinne werden abgezogen und in sichere Währungen transferiert.

Die Strukturen des Weltmarktes begünstigen durch ihre Zoll- und Importbedingungen für landwirtschaftliche Produkte aus Entwicklungsländern diese Produktionsstrukturen. Notwendige Agrarreformen oder gerechtere Großgrundbesteuerungen in Kenya werden dabei konsequent von den Profiteuren verhindert, statt dessen fördert das GTZ z.B. Subsistenzbetriebe und die Effizienzsteigerung der Landwirtschaft durch Bewässerungsprojekte, Mechanisierung und ähnliche Maßnahmen, statt zugunsten einer *Umverteilung* bestehender Land- und Eigentumsverhältnisse zu intervenieren, was vielleicht wirksamer die Armut reduzieren könnte.

Oben genannte Faktoren bedingen die Landflucht vieler Familien in die Städte, die Ausdehnung des informellen Sektors, auf dem die meisten Arbeitssuchenden unterkommen und das rasche Anwachsen der Slumgebiete (dazu s. Abbildung nächste Seite.).

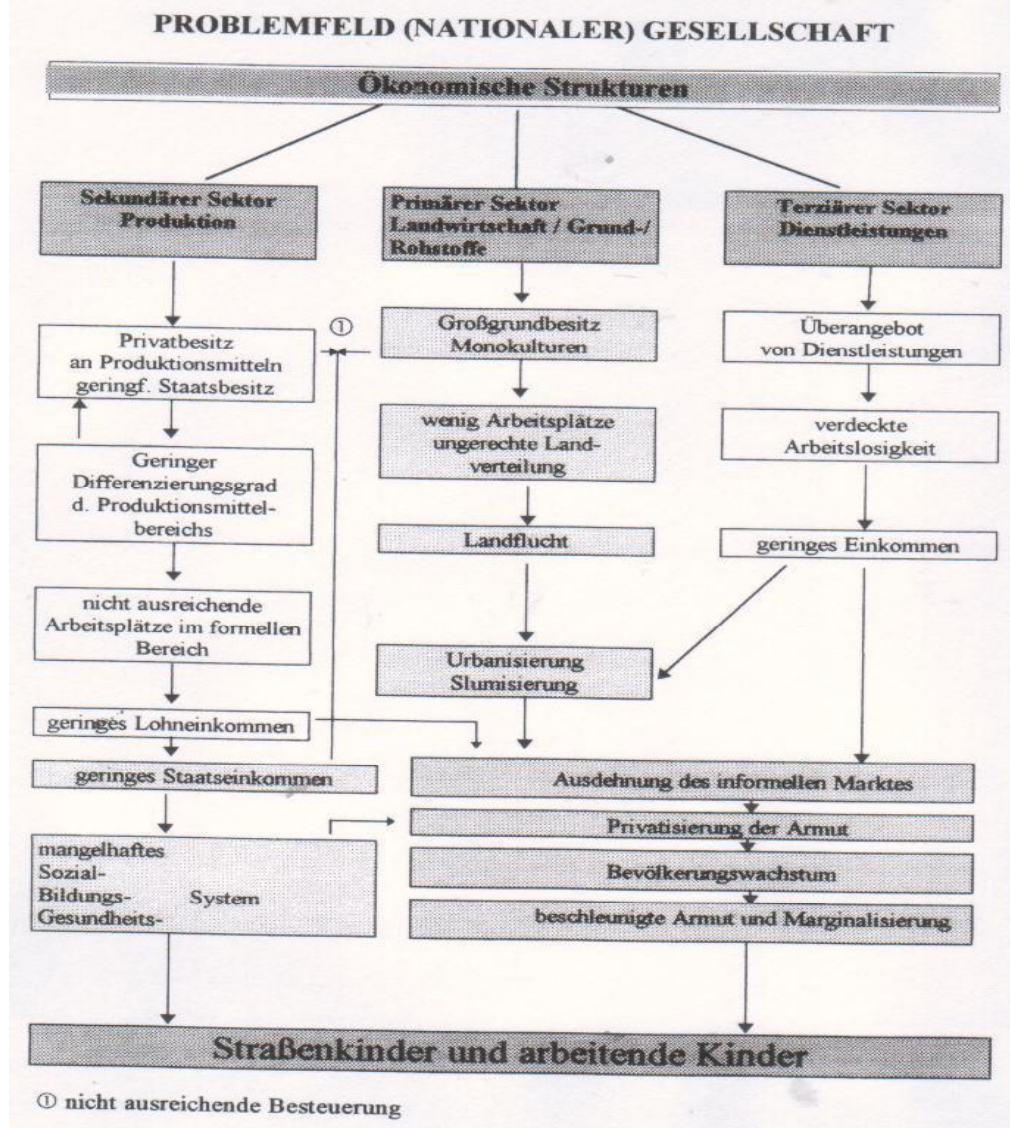
Gesundheits- und Bildungssystem

Die Gesundheits- und Bildungspolitik des heutigen Kenya besitzt immer noch Parallelen zu dem englischen Vorbild der Kolonialzeit, durch welches vor allem europäische Werte und Denkweisen in die vormals autochthone Bevölkerung transportiert wurden.

23% der Kenianer hatten 1995 keinen Zugang zu Gesundheitsdiensten, die Müttersterblichkeit ist leicht gesunken, immerhin 23% der Kinder unter fünf Jahren leiden an Untergewicht und Mangelernährung. (UNDP, 1997, S.68) Das GTZ schreibt im Länderbericht 1997 „obwohl sich die Indikatoren zu Gesundheit in den letzten Jahrzehnten deutlich verbessert hatten, ... konnten die erreichten Fortschritte nicht mit dem Bevölkerungswachstum Schritt halten, weite Bevölkerungskreise leiden wieder unter einem schlechten Gesundheitszustand, der auch auf Fehl- und Mangelernährung zurückzuführen ist (1997, S.4). Die Ausgaben der Zentralregierung für Gesundheit sind zwischen 1980 und 1994 um 2,4% auf 5,4% gesunken.

Abb. 7 Problemfeld (nationaler) Gesellschaft

Abbildung 7



Quelle: Holm 1995, S. 26

Vor allem in den Slums der Großstädte und den abgelegenen ländlichen Gebieten begünstigen unwürdige Infrastruktur- und Hygienebedingungen das Entstehen von sogenannten „Krankheiten der Armen“, Krankheiten also, die unter anderen Lebensbedingungen nicht so gravierend oder gar nicht in Erscheinung treten würden.

Das vergleichsweise gut ausgebaute Bildungssystem ist vor allem stark akademisch, an britischen Standards orientiert und weist Defizite bei der Ausbildung praktischer Fähigkeiten und eigener kultureller Traditionen auf. (GTZ, 1997, S.5) Obwohl in Kenya Schulpflicht zwischen dem 7. und 15. Lebensjahr besteht, sind die Einschulungsquoten spürbar zurückgegangen. 40-60 % der Kinder in den drei größten Slums besuchen keine Grundschule, fast 22% der Erwachsenen Kenyas waren 1995 Analphabeten (UNDP 1997 S. 65). Grundsätzlich bekennt sich die kenianische Regierung zu Reformen im Bildungssektor zugunsten der Armen, die Bildungsausgaben sind jedoch von 1980 bis 1994 um 2% gesunken. Gleichzeitig haben sich die Ausgaben für militärische Zwecke in Prozent der Gesamtausgaben für Bildung und Gesundheit verdreifacht (24%).

Landflucht und Urbanisierung

Aufgrund von Armut und der steigenden Arbeitslosigkeit durch das Bevölkerungswachstum migrieren immer mehr Menschen aus den ländlichen Gebieten in die Städte, auf der Suche nach Arbeit und besseren Lebensbedingungen. Dürreperioden und Ernteausfälle der letzten Jahre tun ein übriges, so dass viele Familien ihr Überleben auf dem Land nicht mehr sichern können und auf Suche nach Arbeit und gesicherter Existenz in die Städte migrieren. Der Arbeitsmarkt in den Städten kann diese Massen an Arbeitssuchenden jedoch nicht aufnehmen, so dass viele der Zugewanderten sich auf halb- oder illegale Tätigkeiten im informellen Sektor, dessen Bedeutung jährlich zunimmt, verlagern.

Die Städte wachsen durchschnittlich um 7,8% jährlich, Nairobi zum Beispiel wuchs von 1,3 Mill. Einwohnern 1989 auf 2,1 Mill. Einwohner 1997, die sich meist in den Slums niederließen. Das größte Slumgebiet Kenyas ist Mathare Valley in Nairobi, in dem 1965 noch 5000 Menschen lebten, mit 350000 Einwohnern im Jahr 1992 (ANPCCAN 1992, S.209).

Armutsstruktur

In Kenya, dem langjährigen Musterbeispiel für Entwicklung, hat die Armut inzwischen extreme Ausmaße angenommen. Ein Zufall? Wo doch gerade langfristige Armutsbekämpfung oberstes Ziel z. B. der deutschen Entwicklungszusammenarbeit mit Kenia ist (GTZ, 1997, S.11), geht die Einkommensschere immer weiter auseinander. Das GTZ berichtet im Länderbericht '97 von der Entwicklung der letzten Jahre: „Kenya ist das afrikanische Land, in dem die Armut gegenwärtig am schnellsten wächst. (260 US\$ Pro-Kopf-Einkommen 1994, damit Rückfall auf den Stand von 1970). Die Einkommensverteilung ist zunehmend und auch im Vergleich zu anderen Ländern der Region ungleich und birgt im Kontext des ökonomisch und sozialen Auseinanderklaffens von unterschiedlichen gesellschaftlichen Klassen/Schichten Konfliktpotential.“ (ebd., S.4) Die unteren Schichten der Bevölkerung erfahren das geringe *Wirtschaftswachstum* der sich langsam erholenden Wirtschaft vor allem in seinen negativen Auswirkungen.

Innerhalb der armen Schichten sind vor allem die Frauen von Armut betroffen, die, wie gesagt, in der Regel alleinerziehend für den Unterhalt ihrer Kinder sorgen, oder Mädchen, die als erste von der Schule genommen werden, weil die Schulkosten zu hoch sind oder eine helfende Hand im Haushalt gebraucht wird. Leidtragende dieser Entwicklung sind die Kinder, denen schon im Kleinkindalter der Lebensweg vorgezeichnet zu sein scheint.

II.2.3.2 Entwicklung von Familienstrukturen

Im Zuge der Modernisierung lassen sich in Kenya Veränderungen in der Gesellschaft beobachten, die auch von Ulrich Beck als Elemente der Risikogesellschaft global skizziert wurden. Auch Strukturen der traditionellen Industriegesellschaft finden sich in Kenya wieder, z.B. die vormaligen Mangellagen der Industriegesellschaft wie Elend, Not und Hunger, die sich in der Risikogesellschaft in subtiler wahrzunehmende Risiken (z.B. Gesundheits- und Umweltgefahren) gewandelt haben. Kenya befindet sich so gesehen noch halb auf einer anderen gesellschaftlichen Entwicklungsstufe, vor allem was die ländlichen Gebiete betrifft. In den voll industrialisierten Städten lassen sich dagegen charakteristische Elemente einer

Entwicklung hin zur „modernen Risikogesellschaft“ identifizieren. Das betrifft vor allem die Veränderung der Familienstrukturen, die Entwicklung von Normen und Werten und die sich wandelnde Einstellung zum Kind, Faktoren also, die das Entstehen des Straßenkinderphänomens in Kenya mitverursachen.

Die gesellschaftliche Situation in Kenya ist durch die Gegensätze zwischen Stadt und Land geprägt. 70% der Kenianer leben in ländlichen Gebieten, in abgelegenen Gegenden mit starker Einbindung in die Dorf- oder Stammesgemeinschaft oder entlang der Verkehrswege. Die ursprüngliche, auf dem Land immer noch bestehende Großfamilie, zerbricht mit der Migration in die Stadt in all ihre Bestandteile. Die meisten Frauen (60%) in den Slums sind Alleinerziehende mit vielen Kindern, die Scheidungsrate ist hoch, die unehelichen und wechselnden Beziehungen zwischen Mann und Frau zahlreich und ohne gegenseitige Verpflichtung. Die Individualisierung greift voll, und vor allem die Frauen und Kinder sind von den negativen Konsequenzen betroffen, denn sie können keine arbeitsmarktförmige Existenz führen (Schule und Erziehung). Auch die Väter können aufgrund hoher Arbeitslosigkeit und geringen Löhnen ihrer traditionellen Ernährerrolle nicht mehr nachkommen, und viele Familien zerbrechen an den zentnerschweren Belastungen der neuen Situation.

Auch die Einstellung zu Kindern hat sich in der neuen Lebenssituation grundlegend verändert: Früher oblag die Verantwortung auch für Kinder aus polygamen Ehen der Großfamilie und der ganzen Dorfgemeinschaft, Kinder waren die Absicherung für die Zukunft und erfuhren eine ganz andere Wertschätzung. In den Großstädten hat sich die Kernfamilie als Form des Zusammenlebens herausgebildet und oft geht die Individualisierung soweit, dass selbst diese die Zuständigkeit für ihre Kinder verliert, beschäftigt mit dem eigenen Überleben. Zudem haben uneheliche Kinder keinen Unterhaltsanspruch gegenüber ihren Vätern, so dass auch Frauen zunehmend auf den Arbeitsmarkt drängen, um ihr Überleben zu sichern, wenn die Familie dies nicht leisten kann. Die Kinder werden zur Belastung für ihre Eltern: Schulkosten müssen aufgebracht werden, ihre Arbeitskraft wird u.U. in der Familie gebraucht, sie müssen versorgt werden und erschweren der Mutter die Erwerbsarbeit, die für das Überleben notwendig ist.

Das Leben in den Slums ist mit vielfältigen Risiken und Gefährdungen verbunden, seien es die hygienischen Bedingungen, die extremen Umweltbelastungen durch Müllverbrennung und Fäkalien und durch die beengten Wohnverhältnisse und die Gewalttätigkeiten innerhalb und

außerhalb des Hauses. Diese Risiken sammeln sich laut Beck im unteren Bereich aller Gesellschaften an, werden zu einem Großteil jedoch in Entwicklungsländer ausgelagert. Materiell besser Gestellte können sich noch überall davon freikaufen, z.B. durch Wahl und Beschaffenheit des Wohnortes, Zugang zu Gesundheitsdiensten, Bildung etc.. Die negativen Nebenwirkungen dieser Modernisierung sind nicht länger nur Nebenwirkungen (Beck 1986, S.24 f), sie sind für einen Großteil der Stadtbevölkerung zu einer existenzbedrohenden sozialen Realität geworden.

Wertewandel

Zudem vollzieht sich in den Städten ein Wertewandel, der sich durch alle Lebensbereiche der westlich geprägten Stadtgesellschaft hindurchzieht. Die kulturellen und traditionellen Gegensätze zwischen Stadt und Land sind beträchtlich, in den Städten haben sich zunehmend westliche Werte und Ideale durchgesetzt, die die Lebensweise prägen, während man sich in ländlichen Gebieten um einige hundert Jahre zurückversetzt fühlt. Traditionelle Stammestrachten, Jäger mit Speeren, Großfamilien und Dorfc clans gehören dort ebenso zur Realität, wie passierende LKW's oder Touristenreisebusse. In den Städten dagegen sind diese Menschen nur selten zu sehen, manchmal sieht man z.B. eine alte Frau in Stammestracht, die auf der Suche nach irgendwelchen Familienangehörigen in die Stadt gelangt, verstört an einer Straßenecke steht, und die dieses ganze Treiben um sie herum nicht im geringsten einordnen kann. Traditionelle Praktiken wie Kinderheiraten, Initiationsriten und Frauenbeschneidung sind in den Ballungszentren stark zurückgegangen. Frauen stehen zunehmend im öffentlichen Erwerbsleben und die Menschen finden sich vor der Entscheidung wieder, ihren persönlichen Lebens- und Berufsweg den Umständen entsprechend auswählen zu müssen.

Im Zuge der Individualisierung der Lebenslagen verändert sich auch der Lebens- und Arbeitssinn, die westlichen Ideale von Freiheit und Konsum halten ihr Versprechen nicht, statt dessen verstrickt sich die eigene Realität in immer mehr Abhängigkeiten. Die Sicherheit der Großfamilie mit all ihren Verpflichtungen ist einem instabilen Beziehungsmuster in der „Familie“ gewichen, welches den Beigeschmack der „Freiheit“ hat und nicht zuletzt den Frauen mehr Emanzipation verspricht und mehr Abhängigkeit von Unterstützung bringt.

II.2.3.3 Individuelle Gründe

Wie bereits dargestellt sind nicht nur internationale Entwicklungen, sondern auch nationale, institutionelle und familiale Bedingungen ursächlich für das Entstehen des Straßenkinderphänomens in Kenya. Das Zusammenwirken dieser Faktoren bedingt jedoch

nicht zwangsläufig, dass ein Kind das Leben auf der Straße „wählt“; die meisten Kinder bleiben bei ihren Familien, gehen zur Schule und arbeiten. Diesem kleinen Unterschied zwischen ersteren und letzteren ist in der sozialarbeiterischen Forschung sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet worden, waren doch jahrelang individualzentrierte Ansätze, die die Ursachen bei den einzelnen Kindern gesucht haben, heiß diskutiert und werden es teilweise immer noch. Bezüglich der lateinamerikanischen Problematik sind dies z.B. der *psychopathologische Ansatz*, der sog. *Romantische Ansatz* oder der *Personalistische Ansatz* (vgl. Adick, 1997, S.14), zu der neueren afrikanischen Thematik hat jedoch kaum sozialwissenschaftliche Forschung dazu stattgefunden.

Jürgen Habermas geht davon aus, dass „die Art der praktischen Interaktionserfahrungen zwischen den Subjekten und deren Umwelt den entscheidenden Sozialzusammenhang darstellt, innerhalb dessen sich das Subjekt bildet“ (Habermas, 1981, in: Holm 1985, S. 34). Dieser Argumentation möchte ich mich anschließen, denn psychisch abweichendes Verhalten, Aggressivität oder Persönlichkeitsdefizite entstehen nur vor diesem Hintergrund und sind keinesfalls Produkt irgendeiner normabweichenden Persönlichkeitsstruktur. Habermas beschreibt die Wirkung aller Faktoren im Individuum wie auf der nächsten Seite abgebildet.

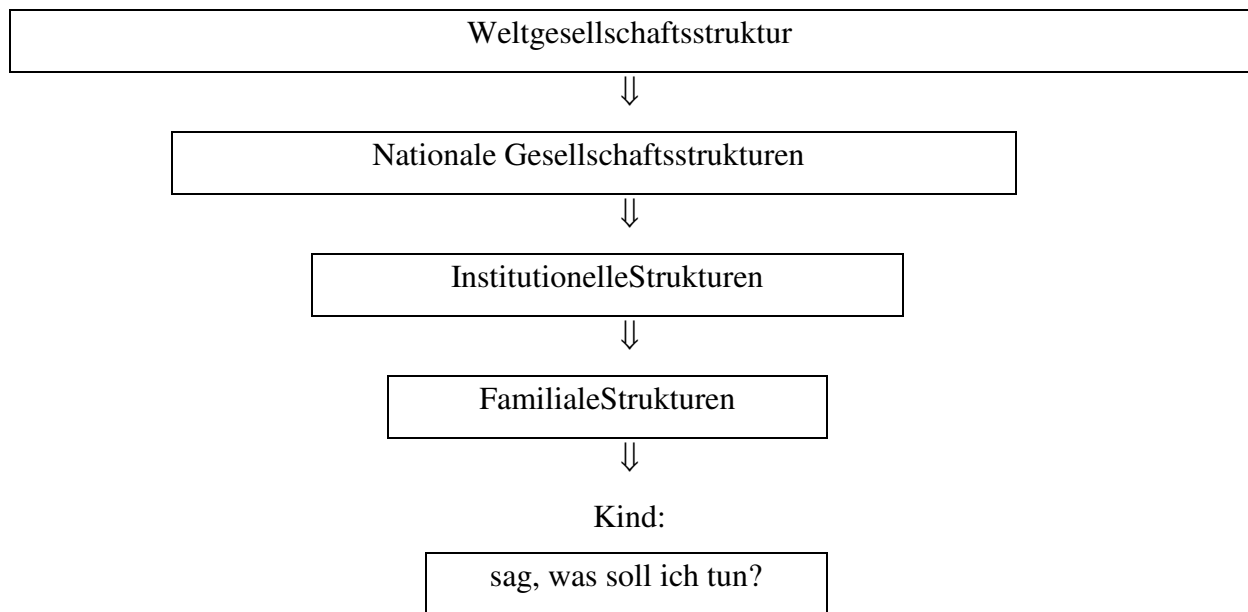
In der Situation des einzelnen Kindes sind oft Vernachlässigung, Gewalt- oder Mißbrauchserfahrungen in der Familie Auslöser für eine Straßenkarriere. Gerade die familialen Umfeldbedingungen beeinflussen entscheidend die kindliche Entwicklung und legen den Grundstein für die Persönlichkeitsentwicklung. Dementsprechend bedeutungsvoll ist eine Situation in absoluter Armut mit all ihren Auswirkungen für die Familie und damit auch auf das Kind.

Was veranlaßt ein Kind ab 5 Jahren aufwärts, ein Leben auf der Straße dem zuhause mit Eltern und Geschwistern vorzuziehen? Sicherlich lassen sich nicht einzelne Auslöser isolieren, eine kausal-lineare Interpretation setzt sozusagen am falschen Ende an, doch gerade um dem vorzubeugen, sollten zuerst die Stimmen der Kinder gehört werden. Im späteren Teil werde ich dann auf die dahinterliegenden Ursachen eingehen, die sich ohne Hintergrundinformationen nicht ohne weiteres benennen lassen. In einer nicht repräsentativen Studie der Undugu Society aus dem Jahre 1975 über die Gründe, warum die Kinder das Leben auf der Straße „gewählt“ haben, werden folgende Gründe angegeben:

- Um zu überleben 42,2%
- kein Essen zuhause 22%
- durch Arbeit zusätzliches Einkommen für die Familie 5,1%
- kein Geld für Schulgebühren 17,1%
- Freunde auf der Straße 8,5%

- andere Gründe 5,1% (Undugu Society, 1975, S.27)

Abb. 2 Am Ende muss das Subjekt seine eigene Geschichte erzählen können



Quelle: Habermas, in: Holm, 1995, S. 35

Die innerfamiliären Konfliktslagen spielen noch eine untergeordnete Rolle. Das hat sich jedoch inzwischen geändert. So werden in einer Studie über Straßenkinder in Kisumu 1989 folgende Ursachen für das Straßenleben angeführt: "Armut wegen Tod eines Elternteiles, Scheidung oder Trennung der Eltern, Vernachlässigung durch die Eltern, kein Geld für Schulgebühren und die erforderlichen Materialien, Fehlen der elterlichen Liebe, Mangel an Schulplätzen wegen Überfüllung" (Children's Department Nyanza, 1989, S.4)

In einer landesweiten Untersuchung des ANPPCAN 1991 werden folgende Hintergründe für Straßenkarrieren benannt:

- lack of alternative way of life
- to help their families
- running away from home
- peers influence
- hunger
- born in the streets

Hinter den angedeuteten innerfamiliären Konflikten verbergen sich oft Mißhandlungen, körperliche Gewalt und sexueller Mißbrauch, die aufgrund der einschränkenden Fragestellung und der gesellschaftlichen Tabuisierung hier nicht explizit erwähnt werden, an anderen Stellen jedoch dokumentiert sind. Abschließend betrachtet bleibt festzuhalten, dass die Kinder durch "circumstances beyond their control" zu einem Leben auf der Straße gedrängt werden, auf welche die meisten von ihnen keinerlei Einflußmöglichkeit haben (ANPPCAN, 1991, S.36). Als Beispiel möchte ich hier eines der Kinder zu Wort kommen lassen. John Muiruri (13) beschreibt seinen jüngeren Lebensweg folgendermaßen:

„My name is Mutua. I am 13 years old and the second born of a family of six. I was staying with my mother sometime back in a rental room, the house was made of mud from outside and cardboard roof. I last saw my father being taken to serve in jail grievously assaulting a woman who had refused to pay back some money she had borrowed. Before the incident, my father used to be a butcher.

From the time my father was arrested, things started going bad, and within a few months they had become unbearable, my mum found the Burden too heavy. She did not have a job, we all depended on my father. My mother was unable to pay the rent. We had to shift to an area where the rent was low, but still we could not afford to pay the monthly rent.

We started to have problems of food. Going to school on an empty stomach was one of the most difficult things that we had to bear those times. We had problems of fees, uniform and other expenses of education. My mother was forced to do odd jobs to ensure that there was enough food for us. After a while her spirit also broke down and she started coming home late, drunk.

The development could not allow us to live in peace and since I could not tolerate things any longer, I left home and joined other boys from the neighborhood who were not schooling but were leaving their homes in the morning for town. They introduced me to streetlife. After sometime, I quit their gang and joined another gang that used to stay in town. Our dwelling place was made of cartons and polythene papers, at times we would sleep at the point where weariness would get the best of us.

During the day I would help park cars. My daily income was about 40 shillings. With this money I would buy food, gum, cigarettes and go for movie shows when there was enough money. If I failed to get enough money, I would beg for food in kiosks near the market and sometimes I had to feed myself on garbage in the dustbins. That was my routine until a friend of mine mentioned Undugu. I decided to try my luck. I am now there, looking forward to going back to school.“ (Undugu „Street Contact“ 1992, S.4)

II.3 Entwicklung in Deutschland

Umfang und Beschreibung des Problems

Deutsche Vergleichswerte von 40.000 Kindern, die ständig oder vorübergehend kein Obdach haben, muten im Gegensatz zu kenianischen Größenordnungen schon fast gering an. Dazu kann ich nur eine Sozialarbeiterin der Undugu-Society zitieren: „Don't go by numbers!“. Doch gerade Deutschland mit seiner vielgepriesenen Wirtschaftsmacht und dem „blühenden Wohlstand“, international eines der einflußreichsten und angesehensten Länder, sollte auch einmal unter den Teppich schauen: Laut der Treberhilfe Köln e.V. sind es vorwiegend Jugendliche, die auf der Straße leben, das Altersspektrum reicht von 12-18 Jahren, wobei Kinder im Sinne des KJHG eher selten, Tendenz steigend, anzutreffen sind. Der Anteil von Mädchen hat noch nicht den der Jungen erreicht, nimmt jedoch ständig zu (vgl. Holm, 1995, S. 187).

In der BRD leben bis zu einer halben Millionen Kinder in relativer Armut, und Zahlen sollten uns nicht übersehen lassen, dass wir von *Menschen* bzw. *Kindern* und *Jugendlichen* reden. Jedem einzelnen Menschen, auch denen, die ein Leben auf der Straße führen müssen, weil sie keine Alternative dazu haben, steht laut Menschen- und Kinderrechten ein Leben in Würde und Freiheit zu, und dies sollte nicht untergehen in der Flut von Millionenzahlen: *Ein Kind der Straße ist eines zuviel dort*, zumindest unter diesen unwürdigen, existenzbedrohenden Umständen.

II.3.1 Lebensweltbeschreibung

Das Lebensumfeld der Straßenkinder in Deutschland ist geprägt durch öffentliche Plätze meist im Bahnhofsumfeld und den Leuten, die sich in dieser Szene tagtäglich bewegen. Und auch hier sind die Straßenkinder mit vielfältigen Risiken und Belastungen konfrontiert, und eignen sich bestimmte Verhaltensweisen an, mit Hilfe derer sie unter diesen Bedingungen überleben können. Dies möchte ich hier kurz darstellen.

1. Das tägliche Leben auf der Straße:

Die meisten Kinder verbringen vor allem im Sommer die Nächte in Parks, auf Spielplätzen oder anderen Plätzen im Freien, im Winter steuern sie eher Wohnungen von Freunden und Freiern, besetzte Häuser oder Notschlafstellen an. Fröhorgens finden sie sich manchmal an Warenannahmestellen der Supermärkte für ein „kostenloses“ Frühstück ein oder organisieren es anderweitig. Viele gehen danach in die Einkaufsmeilen bummeln oder schauen, verbringen die Zeit irgendwie, bevor sie sich auf verschiedene Weisen dranmachen, das notwendige Geld für den Tag aufzutreiben. Das kann z.B. mit Prostitution, Diebstählen, Hehlerei, Drogenhandel oder durch Schnorren geschehen, jeder hat seine eigenen Methoden und Vorlieben. Viel Zeit wird mit Freunden aus dem Milieu verbracht, die Kids hängen in Gruppen ab, nehmen Drogen und machen gemeinsam Action. Die meisten von ihnen sind Altbekannte der Ordnungskräfte, haben Platzverbote, sind als vermißt gemeldet und müssen infolgedessen oft grundlose Razzien über sich ergehen lassen (vgl. Degen, 1995, S.31).

2. Überlebensstrategien

Das Leben der Straßenkinder ist geprägt von Verhaltensweisen, die von der Gesellschaft nicht toleriert sondern vielmehr geächtet werden, auch wenn es sich dabei um Verhaltensweisen handelt, die meist zur Befriedigung der Grundbedürfnisse aus überlebensnotwendigen Motiven heraus angewendet werden. (vgl. Pfennig, 1996, S.14 ff.) Damit einher geht eine Kriminalisierung der Handlungen, die wiederum die Hemmschwelle zu weiteren illegalen Aktivitäten herabsetzt. Die Gesellschaft mit ihren Ordnungsinstitutionen wird meist aufgrund schlechter Erfahrungen von den Straßenbürgern als feindselig empfunden. Zu den beschriebenen Verhaltensweisen zählen das illegale Risikoverhalten, wie Delinquenz und Beschaffungskriminalität, Prostitution, Suchtmittelmißbrauch sowie die Bildung von Straßencliquen, welche auch oft von Normalbürgern als bedrohlich erlebt werden.

Zu den kriminellen Delikten wegen denen Straßenkinder hierzulande gerichtlich belangt werden, gehören vor allem Verstöße gegen das BtMG, Diebstähle, Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch oder Körperverletzung. Zumindest in der ersten Phase des Weglaufens haben Diebstähle meist die Funktion eines Mundraubes (Degen, 1995, S. 33), d.h. sie dienen dazu, sich „über Wasser zu halten“. Manchmal stehen die Delikte auch für

„Nervenkitzel, Mutproben, Selbstdarstellungsmöglichkeiten und nicht selten entstehen Geschicklichkeitswettbewerbe.“ (Meyer in: Pfennig, 1996, S.17)

Die überwiegende Mehrheit der Kinder und Jugendlichen beginnen schon im Kindesalter, Alkohol und Zigaretten zu gebrauchen, auf der Straße setzt sich diese Entwicklung mit Gras und Haschisch, Tabletten (Psychopharmaka), Amphetaminen und manchmal mit härteren Drogen (Heroin, Designerdrogen, Kokain) fort. Heroin stellt für viele jedoch die letzte Grenze dar, die nicht überschritten wird und von der sie sich auch gerne abgrenzen. Doch auch diese Tendenz ist wahrscheinlich aufgrund der in den letzten Jahren extrem verschlechterten Umfeldsituation rückläufig. Der exzessive Drogenkonsum, in den sich die Kinder tagtäglich flüchten, läßt nur vermuten, wie es *in* den Kindern aussieht (vgl. Degen, 1995, S. 42 f.).

Schwierig ist es oft, das lebensnotwendige Geld zur Deckung der Grundbedürfnisse, für Drogen oder für begehrte Konsumartikel zu verdienen. Viele der Kinder sind als vermißt gemeldet und können daher keine Unterstützung von irgendwelchen Ämtern in Anspruch nehmen, so dass sich die meisten auf illegale Beschäftigungen wie Schnorren oder Diebstähle verlegen oder sich prostituieren.

Der Einstieg in die Prostitution geschieht meist schrittweise, Hemmungen müssen überwunden und die eigene Würde gewahrt werden. Jungen sind darin ebenso involviert wie Mädchen, die jedoch eher in das Prostitutionssystem eingebunden sind und mit Zuhältern arbeiten. Das Bahnhofsmilieu fördert die Kontakte in der Szene und läßt die Hemmschwellen durch ständige Konfrontationen damit sinken.

Viele der Kinder, die aus Heimen oder Familien weggelaufen sind, haben frühkindliche Mißbrauchserfahrungen in der Familie gemacht und können so u.U. die Prostitution als kurzfristiges Interesse an ihrer Person und als gewisse Machtposition erleben. Das Jugendamt Köln weist in diesem Zusammenhang auf die Gefahr einer emotionalen Abhängigkeit vom Freier hin, so dass sie sich Wünschen zu risikoreicheren Sexualpraktiken fügen und sich u. U. mit durch Geschlechtsverkehr übertragbaren Krankheiten wie Hepatitis und Aids infizieren (vgl. Pfennig, 1996, S.18).

Die *Menschen* im Bahnhofsmilieu bieten den Kindern scheinbar eine „neue Familie“, es sind Gleichgesinnte mit vergleichbaren Problemen und demselben Lebensumfeld. Letztlich bleibt jedoch jeder für sich selbst verantwortlich und damit Einzelgänger. In der Regel bleiben die Kinder und Jugendlichen unter sich und pflegen vereinzelte Beziehungen zu wesentlich Älteren, die dann ansatzweise Elternfunktion übernehmen, wie z.B. junge Mädchen der Notschlafstelle in der ich arbeite, die mit obdachlosen Frauen um die 50 Jahre eine intensive Freundschaft führen, in welcher die Älteren dann die Beschützer- und Mutterrolle für die Mädchen übernehmen. Ansonsten herrscht oft nur begrenzte Solidarität, Durchsetzungsfähigkeit und Stärke sind notwendig, um unter den feindlichen Umfeldbedingungen über die Runden zu kommen. Dabei steht jeder im Zentrum seiner eigenen Lebensplanung und nur selten halten sich Freundschaften der Straße länger, als das sich beide in derselben Stadt aufhalten: man verliert sich aus den Augen...

3. Problemlagen und Belastungsfaktoren

Die Belastungsfaktoren, denen die Kids hier ausgesetzt sind, sind ähnlich derer in Kenya, schwer zu trennen von symptomatischen Verhalten. Obdachlosigkeit, mangelhafte

hygienische Zustände und wenige, unausgewogene Nahrungsmittel führen oft zu einer problematischen physischen Verfassung, so dass Hautinfektionen, Geschlechtskrankheiten, TB und Leberentzündungen weit verbreitet sind. Dazu kommt der oft illegale Status der Kids, die i.d.R. keine Krankenscheine besitzen oder gar kein Mitglied in einer Krankenkasse mehr sind, so dass ihnen eine medizinische Behandlung verwehrt ist, wenn sie ihre Anonymität wahren wollen.

Drogenkonsum mit physischer und psychischer Abhängigkeit, Prostitution und sexuelle Ausbeutungserfahrungen in früherer Kindheit sind weitere psychosoziale Belastungen, mit denen die Kids klarkommen müssen. Dazu kommt der Streß mit den Eltern und den Ordnungsbehörden, die Straßenkinder aufgrund delinquenter Aktionen immer wieder mit auf die Wache nehmen, Anzeigen aufsetzen und mit Bahnverkehrsverboten belegen.

II.3.2. Herkunft der Kinder

In Kenya ist v.a. die Armut mit all ihren Konsequenzen Ursache für die rasch ansteigende Zahl von Kindern auf der Straße, denn fast alle der Kinder kommen aus Familien, die in den Slums unter dementsprechend schlechten Bedingungen leben. So einfach läßt es sich für die BRD nicht festlegen, denn die Kinder und Jugendlichen hier kommen aus ganz unterschiedlichen sozialen Schichten. Gemeinsam ist allen Straßenkindern, dass sie aus sog. Problemfamilien kommen, so manche haben aufgrund dessen schon Heimaufenthalte hinter sich. Die Probleme sind vielfältiger Natur: Partnerschaftliche Probleme zwischen den Eltern, neue Partner/ Stiefeltern, Abwesenheit der Bezugsperson aufgrund von Erwerbsarbeit, soziale Kälte und Lieblosigkeit in der Familie, Gewalt- und Mißbrauchserfahrungen...Dies färbt natürlich auf die Kinder ab, die sensibel jedem Streit und jeder Koalition in diesem System ausgesetzt sind und dementsprechend „abweichend“ reagieren.

Zwar kommen viele der Kinder und Jugendlichen aus sozial schwachen Familien, die finanziell und materiell oft benachteiligt sind, so dass sich einige Folgeprobleme daraus (Wohnraumenge, Freizeit, Umgebung...) ergeben können, dennoch gibt es auch genug andere Beispiele, die eine direkte Kausalität Armut-Problemfamilie zunichte macht: Die internen Probleme im Zuge der Individualisierung sind überall zu beobachten, jeder muß unabhängig von sozialer Herkunft oder Ehe seinen eigenen Lebensweg finden, Garantie auf Sicherheit und lebenslange Versorgung durch die Ehe sind inzwischen eher die Ausnahme. Gerade Kinder aus ökonomisch gut betuchten Familien flüchten oft vor seelischer Kälte, Lieblosigkeit, oder Gewalt in den Familien auf die Straße. Sie sind zwar materiell gut versorgt, dafür sind familieninterne Beziehungskonflikte unter der polierten Oberfläche umso intensiver. Sie scheitern nicht selten an den hohen Erwartungen und dem extremen Leistungsdruck, welcher in solchen Familien eher aufgebaut wird, nach dem Motto „Sieh, zu was dein Vater es gebracht hat. Und du?!!!“

Wie vorher schon erwähnt, stammen die meisten Straßenkinder der BRD aus konfliktbeladenen familiären Konstellationen, ohne Einbindung in die Normalfamilie mit Vater, Mutter und Geschwistern. Meistens sind es Ein-Elternteil-Familien, Stieffamilien oder Lebensgemeinschaften, in denen die Kinder aufwachsen. Die dadurch entstehenden Probleme sind z.B. der Verlust eines Elternteils durch Scheidung, Erweiterung der Familie durch neue Lebenspartner, Entfremdungsprozesse, Konflikte bzw. Koalitionen zwischen den Eltern und den Kindern u.v.m.. Die Beziehungen der Kinder zu ihren Bezugspersonen sind i.d.R. schon lange vor dem ersten Weglaufen gestört, die elterlichen Auseinandersetzungen und das gegenseitige Entfremden wirkt sich auf das Verhalten der Kinder nachhaltig aus. Meist wird schon in den ersten Lebensjahren der Grundstein für die spätere „Karriere“ der Kinder gelegt, entscheidend ist v.a. die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung bezüglich Zuneigung, Sicherheit, Aufmerksamkeit, Wahrhaftigkeit etc. (vgl. Treberhilfe, in: Holm, 1996, S. 185). Oft müssen Trennungen von einem Elternteil überwunden werden und die Kinder müssen sich in einen neuen Lebenszusammenhang einfügen lernen: Sei es die auf ein Elternteil reduzierte Familie oder ein neuer Partner, der als Rivale um die Aufmerksamkeit der Mutter/ des Vaters angesehen wird, mitsamt den veränderten Verwandtschaftsverhältnissen durch Großeltern, Halb-Geschwistern, Onkeln und Tanten...

Das „Weglaufen“ aus diesen Kontexten hat dann meist seitens der Kinder die Funktion, sich der angsteinflößenden Situation zu entziehen oder ein deutliches Alarmsignal zu setzen, damit die übrigen Familienmitglieder darauf reagieren (Degen, 1995, S. 46).

Anders stellt sich die Situation bei Kindern dar, die aus den verschiedenen Einrichtungen der Jugendhilfe weggelaufen sind. Auch hier stehen problematische Familienverhältnisse hinter den Fremdeinweisungen durch das Jugendamt und sind so letztendlich eine Ursache. Merkmale solcher Familien sind z.B. eine kritische Lebensphase der Eltern, Kinderreichtum, Schulden, Arbeitslosigkeit, Vernachlässigung oder Gewaltanwendung gegenüber dem Kind. Die Strukturen der Jugendhilfeeinrichtungen wie Kinderheime, Kinder- und Jugendpsychiatrien oder die Geschlossene Unterbringung sind schon viel kritisiert worden, ich kann mich dem nur summarisch ohne konkrete Details anschließen. Nur soviel sei erwähnt: Die meisten Kinder empfinden es als Strafe, von den Eltern getrennt zu sein, leiden sehr unter dem Mangel einer festen Bezugsperson und fühlen nur zu deutlich, dass sie in den Augen der Erzieher nur ein Erziehungsobjekt von vielen sind. In dieser Situation ist Weglaufen und Untertauchen oft der einzig mögliche Ausweg für die Kinder, die, erst einmal auf Trebe, schwer wieder in bestehende Systeme einzugliedern sind.

II.3.3 Ursachen im deutschen Kontext

II.3.3.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen

Die Entwicklung der Gesellschaft in der Bundesrepublik ist durch eine meist unbemerkte Modernisierung gekennzeichnet, alle gesellschaftlichen Institutionen und Ebenen konnten sich dem nicht entziehen. Und trotzdem nehmen nur wenige Menschen es in ihrem Alltagswissen zur Kenntnis: „Jugendliche müssen sich eben mehr anstrengen, um einen ihnen genehmen Arbeitsplatz zu finden und natürlich ist man selbst es schuld, wenn der Arbeitsplatz weg ist oder die Ehe scheitert und frau mit zwei Kindern von der Sozialhilfe (von der ja sowieso nur Schmarotzer und Drückeberger auf die Dauer leben) lebt und teilzeit jobben geht.“ Doch diese Sicht der Dinge ist nicht alles, sie sucht Verantwortliche wo keine zu finden sind und vereinfacht die komplexen Bedingungsgefüge, in denen sich die handelnden Individuen bewegen.

Ulrich Beck beschreibt die neue Gesellschaft als eine, die man erst im Wissen um sie erkennen kann und die leider zu vielen Bürgern hier verschlossen bleibt. Diese Gesellschaft sei eine technisch durchrationalisierte Gesellschaft, in der die Bevölkerung durch wissenschaftliche Experten entmündigt wird, in der Alltagswissen, was nicht kausal-rational fundiert ist, nicht mehr ernstgenommen wird von den Machthabenden. Ein wesentliches Element dieser Gesellschaft seien die vielfältigen Risiken, die früher nur als Nebenwirkungen der Modernisierung heute jedoch qualitativ und quantitativ die Lebenswirklichkeit vieler Menschen weltweit bedrohen. Beispiele für diese Risiken sind Umweltschäden, Gesundheitsgefährdungen, die atomare Bedrohung, Giftstoffe in den Lebensmitteln u.v.m..

Die Modernisierung erstreckt sich auf die meisten Lebensbereiche: das Warenangebot im Supermarkt, die Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen zur Kostenminderung der Betriebe, die Einschnitte im System der sozialen Sicherheit, die Entwicklung von Stadtstrukturen, die Bedeutung von einzelnen Bildungsbereichen...

Auch die soziale Ungleichheit nimmt laut Beck kontinuierlich zu. „Die Einkommensschere zwischen Unternehmern und Selbstständigen einerseits und Arbeitnehmern und Arbeitslosen andererseits öffnet sich immer weiter, und geht einher mit einer Abschirmung eines Teils der Bevölkerung, die in den festen Arbeitsmarkt integriert ist, und einer wachsenden Nicht-Mehr-Minderheit, die in der Grauzone von Unterbeschäftigung, Zwischenbeschäftigung und Dauerarbeitslosigkeit von den...öffentlichen Mitteln lebt, oder von „informeller“ Arbeit.“ (1986, S. 143) Es entsteht eine „Neue Armut“ in der BRD.

Immer noch besteht die Zwei-Drittel-Gesellschaft, nur sind inzwischen weite Teile der Mittelschicht von einem zeitweisen Abrutschen in Arbeitslosigkeit und Armut bedroht, die Grenzen sind fließender und mehr Menschen steigen auf und ab.

Diese Entwicklung sozialer Ungleichheit im Zuge der Modernisierung geht vor allem zu Lasten der Frauen und ihrer Kinder, denn sie sind am stärksten von der Armut betroffen. Doch darauf werde ich später zurückkommen. Und noch (k)ein Zufall: die strukturell angelegte Massenarbeitslosigkeit wird zum persönlichen Einzelschicksal umgedreht und so „unter den Teppich der Normalität gekehrt“ (ebd. ,S. 142).

Ein weiterer wesentlicher Aspekt dieser skizzierten Risikogesellschaft ist nach Beck die Individualisierung von Lebensverhältnissen einerseits und die Pluralisierung von Lebenslagen andererseits. Die Individualisierung beinhaltet die an sich positive Möglichkeit, das eigene Leben frei und selbst zu gestalten, gleichzeitig sind die Menschen jedoch auch den Risiken individuell ausgeliefert und infolgedessen schlagen gesellschaftliche Probleme in Krisen von einzelnen Menschen um, die sich selbst verantwortlich für ihre Misere fühlen.

Lebenslagen in o.g. Zusammenhang sind „sozialpolitisch beeinflusste Lebensverhältnisse“, wie Einkommen, Bildung, Gesundheit, Wohnen und Handlungsspielräume, „die den Menschen Lebensperspektiven und Interessenentfaltung ermöglichen“ (Böhnisch, in: Degen 1995 S.47). Die Pluralisierung von Lebenslagen meint damit, dass inzwischen viel mehr unterschiedlich differenzierte Lebensverhältnisse existieren als noch vor 50 Jahren, die sich im Laufe eines Lebens ändern können. Und gerade dies können wir im Leben der jüngeren

Generationen in Deutschland beobachten: die Berufswelt ist in unzählige Berufscharten unterteilt, jeder Mensch hat eine Vielzahl von Funktionen und Rollen inne und dementsprechend groß sind auch die Unsicherheiten, z.B. bezüglich der Berufswahl, der Lebenssinnfindung, des Bildungsweges... Die Zukunft erscheint vielen jungen Menschen als offenes angsteinflößendes Fragezeichen und gerade Straßenkinder i.d. BRD zeichnen sich durch eine Lebensplanung „von jetzt auf gleich“ aus, mangels Chancen, einen akzeptablen Weg für sich zu finden.

Die Medien, wie Fernsehen, Computer und Zeitschriften... spielen eine ebenso wichtige Rolle in der neuen Gesellschaft. Sie vermitteln Trends und Moden, Werte und eine Scheinrealität, die immer weniger dem eigenen Leben außerhalb dieses Bildschirms entspricht. Erwartungen werden geweckt und Bedürfnisse produziert, die immer weniger gestillt werden können : eine heile Familie, gesunde Natur und schöne Menschen, Freunde und Produkte, was das Herz begehrt: es gibt alles - und man hat nichts. Gerade Kinder aus materiell schlechter gestellten Familien bekommen dies zu spüren: der Sozialhilfesatz berechnet eben keinen Nintendo mit ein und mehr Zeit hat die Mutter über der ganzen Arbeit auch nicht.

II.3.3.1.2 Die Wiedervereinigung

Eine speziell deutsche und historische Ursache für das Weglaufen von Kids ist die deutsche Wiedervereinigung, die viele Familien hat zerbrechen lassen. Auch kindliche Weltbilder sind mit denen der Eltern verunsichert worden, Armut und Massenarbeitslosigkeit greifen weiter um sich und die Wirtschaft stagniert. Viele Menschen sind perspektivlos geworden, die alten Sicherheiten und (Un-)Wahrheiten gehören der Vergangenheit an. An Stelle dessen gibt es Arbeitslosigkeit vor allem für Frauen, Mangel an Kindergarten- oder Kinderhortplätzen und steigende Scheidungsraten. Seit der Wende sind viele der Ostkids auf die Straßen Berlins und zunehmend auch anderer westdeutscher Großstädte geströmt. Arbeitslosigkeit, Existenzängste, Verluste alter Ideale und Alkohol lösen in vielen Familien ernsthafte Krisen aus, an denen nicht wenige Ehen scheitern. Die Eltern können ihren Kindern in solchen Situationen oft keinen Halt bieten, wenn sie ihren eigenen selbst verloren haben. Die Kinder dieser Familien sind die eigentlichen „Wendeverlierer“, denn sie hatten noch keine Möglichkeit, eine Perspektive zu entwickeln.

II.3.3.1.3 Neue Armut

Obwohl Deutschland immer noch zu den Ländern mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen zählt, ist auch hier ein Armutsentwicklung festzustellen, von der weite Bevölkerungskreise betroffen sind. Untersuchungen zu diesem Phänomen sprechen in diesem Zusammenhang von der „Neuen Armut“. (vgl. Hauser/Hübinger, 1993 und Hanesch, 1995)

In den letzten 20 Jahren hat sich die Zahl der Sozialhilfeempfänger in Deutschland verdreifacht, davon überdurchschnittlich betroffen waren Kinder und Jugendliche bis 18 Jahre und junge Erwachsene bis 25 Jahre. Auch die Zahl der Arbeitslosen präsentiert immer wieder neue Rekordwerte, und das Armutsrisiko durch Arbeitslosigkeit reicht heute bis in die Personengruppen mit mittlerem Einkommen. (Hauser/Hübinger 1993, S.19 ff.) Das Wissenschaftszentrum Berlin stellte in einer Untersuchung auf Basis der Daten des

sozioökonomischen Panneels fest, dass etwa 25% der Bevölkerung armutsgefährdet sind, 10 % immer wieder in Armut absinken oder längere Zeit darin verharren und weitere 25 % gelegentlich unter die Armutsschwelle abrutschen. (Hauser/Hübinger 1993, S.21) Besonders betroffen von dieser „Neuen Armut“ sind vor allem kinderreiche Familien und alleinerziehende Frauen mit ihren Kindern: mehr als jedes dritte Kind in Deutschland ist mit Wohnraum unterversorgt, im Westen lebt jedes achte bis neunte, im Osten jedes fünfte Kind in einem einkommensarmen Haushalt.

II.3.3.2 Veränderung von Familienstrukturen

Auf einen Teil der Veränderungen der Familienstrukturen im Kontext der Individualisierung bin ich im Einführungsteil zur Modernisierung (Kap. III.1.2.B.2) schon eingegangen. Man vergegenwärtige sich die dort dargestellten Trends und beachte die Deutschland-spezifischen Ausprägungen:

Die Familienstrukturen haben in den letzten Jahrzehnten eine „Modernisierung“ erfahren: Die typische Familie ist eine von vielen Formen des Zusammenlebens geworden, geschiedene Familien, Singles und Lebensgemeinschaften machen einen immer größeren Anteil aus. Viele Kinder wachsen inzwischen nicht mehr in der traditionellen Kernfamilie mit Mutter, Vater und Geschwistern und evtl. noch den Großeltern auf. Mit der Pluralisierung der Lebenslagen wächst so auch die Unsicherheit für die Kinder, welche Familienmitglieder sich weiterhin für sie verantwortlich fühlen, wer zur Familie gehört und wie ihre Zukunft aussieht.

Auch die Lage der Frauen hat sich entwickelt: Die Mädchen wachsen gleichberechtigter und freier auf als noch vor 20 Jahren auf, finden sich jedoch im Erwachsenenalter vor dem alten Zwiespalt zwischen Familie und Erwerbsarbeit, „Sicherheit“ oder „Unabhängigkeit“ wieder, der sie oft in materielle Notlagen stürzt. Das wirkt sich unmittelbar auf das Leben der Kinder aus, sowohl auf die Beziehungsqualität und -Quantität wie auf die Wohn- und Lebenssituation.

Wertewandel

Die Werte der Nachkriegsgeneration, wie Einkommen, Karriere und Status erfüllen vor allem für die jüngere Generation nicht mehr die neu erwachten Bedürfnisse nach Selbstfindung und Selbstbestätigung, nach einem ausgefüllten Leben. „Selbstverwirklichung“ und die „Pflichten gegenüber sich selbst“ stehen immer mehr im Vordergrund, und immer häufiger wird nur noch das notwendige Maß an Anpassung an gesellschaftliche Anforderungen, beispielsweise

im Arbeitsleben, geleistet. Der Lebensschwerpunkt hat sich vom Arbeitsleben zum Privatleben verlagert, Freizeit, Freunde und die Suche nach der eigenen Identität haben einen Bedeutungswandel erfahren, während politische und gesellschaftliche Institutionen immer weniger Interesse und Beteiligung der jüngeren Generation erfahren.

Diese zunehmende Unsicherheit bezüglich des Lebensweges betrifft auch die persönlichen Ziele und Zukunftsperspektiven der jungen Menschen, die unter dem Entscheidungsdruck stehen, „etwas aus sich machen zu müssen“ und die wohl ahnen, was das sein könnte, jedoch keine Lust haben, sich dem unterzuordnen.

Gesellschaftliche Institutionen

Das Schul- und Ausbildungssystem der Bundesrepublik verlangt Anpassung und Unterwerfung unter herrschende Strukturen von den Kids, womit sensible und belastete Kinder und Jugendliche oft nicht klarkommen. Die „Freiheit“ der Individualisierung bedeutet Freiheit nur solange, wie das Kind sich in das System einfügt ohne anzuecken. Innerhalb des gegebenen Rahmens sind fast alle Auf- und Abstiegsmöglichkeiten offen, wenn die Schullaufbahn abgeschlossen ist. Bei dem heutigen Lehrstellenmangel und der stagnierenden Massenarbeitslosigkeit über alle Berufsschichten hinweg ist jedoch auch eine abgeschlossene Ausbildung schon lange keine Garantie für eine gesicherte Existenz mehr. Zu viele Jugendliche können schon aufgrund ihres Schulabschlusses auf dem Arbeitsmarkt keinen Fuß fassen, und noch unvergleichlich schwieriger ist es für diejenigen, die die Schule abbrechen. Oft sind familiäre Krisen die Auslöser für Probleme in der Schule, die Kinder können den Anforderungen nicht mehr entsprechen und bekommen in der Regel in solchen Situationen nicht die nötige Hilfe und Unterstützung von der Schule oder den Eltern, mit der sie Defizite wieder wettmachen können. Statt dessen wächst der Druck, den Erwartungen zu entsprechen, die familiäre Situation eskaliert, die Kinder laufen von zuhause weg und gleichzeitig auch von der Schule. Je länger das Wegbleiben von der Schule sich hinzieht, desto verbauter wird der Rückweg in das herkömmliche Ausbildungssystem. Die Kinder gewöhnen sich auf der Straße an ihre neue Freiheit, entfernen sich immer weiter von der herrschenden Ideologie der Leistungsgesellschaft und sind meist nicht wieder in die normale Schule einzugliedern: zum einen weil sie aufgrund ihrer Biographie schnell stigmatisiert und verurteilt werden von Mitschülern und Lehrern, zum anderen weil sie i.d.R. schon genug schlechte Erfahrungen mit den Institutionen gemacht haben, die sie nicht noch mal wiederholen möchten.

II.3.3.3 Individuelle Gründe

Unabhängig aller Versuche, das Problem in den Kindern selbst oder in ihrem nächsten Umfeld auszumachen, möchte ich hier auf die Abbildung von Jürgen Habermas (Kap.II.2.3.3) verweisen und betonen, dass alle Elemente einer Gesellschaft Aus- und Wechselwirkungen auf das Leben des Einzelnen haben und das „Endresultat“ mitverursachen.

Die Abhängigkeit des Kindes von seiner nächsten Umgebung wird meist betont und ist auch am ehesten zu sehen. Tatsache ist, dass die meisten der Kids aus problematischen Familienverhältnissen stammen und von ihren Bezugspersonen mehrheitlich vernachlässigt, mißhandelt oder mißbraucht wurden, was ja auch bei

„fremdplazierten“ Heimkindern oft Hintergrund der Heimeinweisung ist. Klatezky unterscheidet drei Bereiche, in denen sich auslösende Faktoren für ein Weglaufen der Kinder herausbilden können: familiäre Konstellationen, Strukturen von Jugendhilfeeinrichtungen und Armut (in: Pfennig, 1996, S.7).

Die familiären Bedingungen, die oft hinter einer solchen Entwicklung stehen, weisen viele Parallelen auf: die meisten Kinder stammen aus Alleinerziehendenhaushalten, die Ehe der Eltern wurde geschieden oder ein Elternteil ist gestorben. Viele der Kinder kommen mit den neuen Partnern des Elternteiles nicht klar, fühlen sich unerwünscht und leiden unter dem Mangel eines verlässlichen Bezugspartners, der ihnen Liebe und Aufmerksamkeit zukommen läßt. Viele der Kinder kommen aus Familien, in denen physische wie auch psychische Gewalt verbreitet ist, sind durch Mißbrauch oder Mißhandlung bedroht worden, und haben ein dementsprechendes Mißtrauen gegenüber Erwachsenen entwickelt. Diese Problematik setzt sich in Heimaufenthalten meist ohne Unterbrechung fort, wechselnde Erzieher und rigide Hausregeln lassen die Kinder sich dort nicht heimisch fühlen, so dass einige dem entfliehen.

Auch bedeutsame subkulturelle Kontakte können auslösend sein: nicht wenige der Kids haben intensive Kontakte zur Punk- und Hausbesetzerszene, die in krassem Gegensatz zu den meisten Elternhäusern steht und schwer miteinander zu vereinbaren ist. Das Milieu der Straße ist für einige verlockend und wenn sie es kennengelernt haben, finden sie hier schnell eine scheinbar „neue Familie“. Dadurch beeinflusst ist der Schritt vom kurzzeitigen „Ausreißen“ zum längerfristigen „Trebegehen“ nur noch ein kleiner, zumal meist zuvor die Erfahrung gemacht wurde, *„dass es schon irgendwie geht“*.

III. Bestandsaufnahme der sozialen Arbeit mit Straßenkindern

In diesem Kapitel werde ich die soziale Arbeit, die international für Straßenkinder angeboten wird, schematisch nach der Grundrichtung der Konzepte und den verwendeten Methoden einordnen.

Der erste Teil skizziert einen Überblick über internationale Entwicklungen, vor allem in Lateinamerika, damit der Leser eine Idee davon hat, was für Ansätze außerhalb von Kenya und Deutschland in diesem Bereich existieren. Der zweite Teil beleuchtet die nationalspezifische Situation der sozialen Arbeit mit Streetkids in Kenya, während hingegen der letzte Part dieses Kapitels auf die bundesdeutsche Situation eingeht.

Gerade dieser Teil der Arbeit basiert neben den literarischen Hintergrundinformationen, die ich mir nun im Nachhinein angeeignet habe und hier mit einfließen lasse, auf meinen praktischen Erfahrungen. Während meines Kenya-Aufenthaltes besuchte ich vier Einrichtungen für Straßenkinder, nämlich das „Mwangaza Juvenile Centre“ in Nakuru, das „Reception Center“ für Straßenjungen und das Streetgirlscenter „Kitengela“, beides Institutionen der Undugu Society of Kenya sowie das „Dada Rescue Centre“, einem Heim für ehemalige Straßenmädchen in Nairobi, in dem ich letztendlich meinen Praktikumsplatz fand.

III.1. Internationale Entwicklung der Sozialarbeit mit Straßenkindern

Mit der wachsenden Verbreitung des Straßenkinderphänomens in allen Teilen der Welt tauchten überall an die spezifische Gesellschaftssituation angepaßte Projekte auf, um den Kindern auf der Straße Auswege anzubieten. Viele dieser Initiativen entstanden aus spontanen Zusammenschlüssen von Leuten, die etwas an der bestehenden Situation ändern wollten und waren keineswegs wissenschaftlich fundiert. Ein Großteil der Projekte wird von NGO's mit christlichem oder anderem religiösem Hintergrund betrieben und sind auch dementsprechend konzeptioniert, während die staatlichen Institutionen eher den Charakter von Straf- und Besserungsanstalten haben.

III.1.1 Lateinamerikanische Subjekt-Objektansätze

Entstanden aus den pädagogischen Experimenten zahlreicher NGO's in den 80er Jahren wird in Lateinamerika die Vielfalt von methodischen Ansätzen in der Straßenkindersozialarbeit als *subjekt-* bzw. *objektorientiert* kategorisiert. (K.Holm 1995, S36 ff.) Diese Unterscheidung ist jedoch eher idealtypischer Art, da in der Realität zahlreiche Verbindungen bestehen. Anhand dieser Kategorisierung möchte ich auch kenianische und bundesdeutsche Projekte beschreiben, denn auch hier und in Kenya lassen sich Elemente beider Richtungen in den Projekten wiederfinden.

Die *objektorientierten Methoden* beruhen auf dem herkömmlichen Kindheitsbild, in dem Kindheit als Schonraum begriffen wird, das unreife Kind von den verantwortlichen Erwachsenen quasi eine Art narrenfreien Raum eingeräumt bekommt, in dem es sich ganz der schulischen Erziehung und der optimalen Persönlichkeitsentwicklung widmen sollte und damit auch jeder Verantwortung und Mitsprache enthoben ist.

Straßenkinder und arbeitende Kinder befinden sich im Sinne dieser Sichtweise in einer Situation, die bekämpft werden muß, in der die Kinder zu (Behandlungs-)Objekten von Erziehern und Pädagogen werden, die ihnen bessere Entfaltungsmöglichkeiten bieten wollen. Das trägt jedoch nicht der Tatsache Rechnung, das zumindest in den Entwicklungsländern die Kinder aus materieller Armut heraus auf der Straße arbeiten, um so zu ihrem Lebensunterhalt und dem ihrer Familie einen Beitrag zu leisten, um zu überleben.

Die objektorientierten Projekte sind eher geschlossener Einrichtungen, die Kinder sollen Distanz zu ihrem ehemaligen Lebensmittelpunkt bekommen, die Erfahrungen vergessen und ein neues Leben beginnen. Dementsprechend werden den Kids dann meist Schulbesuch und Ausbildungen im formellen Sektor ermöglicht, damit sie später imstande sind, für ihren Lebensunterhalt selbst aufzukommen. Insgesamt ist die Methodik der objektorientierten Ansätze „caritativ-assistentiellistisch“ geprägt, d.h. die Kinder sind Gegenstand fürsorglicher, helfender Pädagogik. (Holm, 1995, S. 37)

Die *subjektorientierten Methoden* der Sozialarbeit mit Straßenkindern gehen von einem ganz anderen Verständnis der Kinder und ihrer Situation aus, und dementsprechend resultieren daraus auch andere Formen der Arbeit mit diesen Kindern. Die Kids werden als handelnde Subjekte respektiert, die vor allen anderen in der Lage sind, sich selber und ihre Interessen zu vertreten, wenn man ihnen die Gelegenheit dazu gibt. Die Kinder bestimmen ihre Bedürfnisse, Wünsche und gemeinsamen Aktionen, um ihre konkreten Forderungen umzusetzen.

Die Pädagogen haben dabei eine beratende Funktion, sie unterstützen die Kinder bei der Schaffung der Voraussetzungen zu eigenen Aktionen.

Die Streetwork ist die wichtigste Methode, denn die Arbeit findet im Lebensumfeld Straße statt und versucht vor allem, die Lebens- und Arbeitsbedingungen auf der Straße zu verbessern, so z.B. die Arbeit der Kinder auf den Straßen durch rechtliche Grundlagen vor Ausbeutung und Risiken zu schützen, die Kinder zur Selbsthilfe zu befähigen und solidarische Kräfte weiter zu entwickeln. Die Überlebensfähigkeiten der Kinder, ihre Kompetenzen, werden durch pädagogische Interventionen optimiert, damit sie ihre Stimme in der Gesellschaft vertreten können und diese auch gehört wird. Die Gesellschaft soll sich ihrer Kinder wieder bewußter werden, und sie als Teil der gesellschaftlichen Realität wahrnehmen, der bisher strukturell vernachlässigt und benachteiligt wurde.

III.1.2 Internationale Konzepte: Lateinamerika

Die ersten Manthoc-Gruppen wurden 1978 durch Mitglieder der christlichen Arbeiterjugend in Peru's Hauptstadt Lima gegründet. Angesichts der massenhaften Kinderarbeit in den Städten wurden erstmals Ideen der Arbeiterbewegung, wie verbesserte Arbeitsbedingungen, auf Kinder übertragen.

Auch heute noch entstehen Manthoc-Gruppen im Arbeitszusammenhang auf der Straße. Ihre Aufgabe besteht darin, praktische Probleme im kommunalen Zusammenhang solidarisch zu lösen. Die jeweiligen Gruppen sind der Erfahrungsraum für gemeinsame Aktionen und auch für Geselligkeit und eine spezifische Kultur, die nicht „nicht nur die schöpferischen Fähigkeiten der Straßenkinder offenbart, sondern zugleich ihr Selbstbewußtsein stärkt, für ein Leben zu kämpfen, das nicht nur aus Mühe und Not besteht.“ (Liebel, 1990, S. 192)

Die Kinder von Manthoc haben 1989 eine eigene Schule gegründet, deren Curriculae sie mitbestimmen und welches sich vor allem an der Wirklichkeit und Erlebniswelt eines arbeitenden Kindes orientiert. In dieser Schule unterstützen die Pädagogen die Kinder bei konkreten Arbeitsvorhaben, es gibt Ausbildungswerkstätten und Kantinen. Die Lehrinhalte sind z.B. Sprache, Mathematik, Praktisches in Sozial- und Naturwissenschaften, Sport, Kreation und Rekreation. Desweiteren erhalten die Kinder eine Ausbildung zu Gesundheitspromotoren zur Abdeckung einer medizinischen Grundversorgung und Gesundheitsbildung und -Prävention. (Adick, 1997, S. 188) Inzwischen gibt es neun Manthoc-Gruppen in Peru, die auch auf nationaler Ebene ihre Forderungen vertreten.

III.2. Entwicklung der kenianischen Sozialarbeit mit Straßenkindern

Die Straßenkindersozialarbeit entstand in Kenya bereits Mitte der 70 er Jahre, als das Phänomen der „Parking Boys“ das erste mal wahrgenommen wurde und sozialarbeiterische Aktionen nach sich zog. Das heutige Angebot reicht von reinen Essensausgaben, ambulanter Krankenbehandlung und Streetwork bis hin zu geschlossenen Heimen, in denen die Kinder rehabilitiert und reintegriert werden sollen.

Grundsätzlich lassen sich die Angebote in präventive und rehabilitative Ansätze unterscheiden. Die präventiven Angebote z.B der Undugu Society umfassen ganzheitliche Community Development Programme, wie Infrastrukturverbesserung der Slums, Alphabetisierungs- und Selbsthilfegruppen für Erwachsene, Werk- und Produktionsstätten u.v.m., die alle aus den ursprünglichen Straßenkinderprojekten entstanden sind. Darauf werde ich jedoch nicht näher eingehen, der Schwerpunkt dieser Arbeit soll auf den rehabilitativen Angeboten für die Kinder liegen, die die konkrete Lebenswirklichkeit der Straßenkinder zum Thema machen.

Die Projekte dieser Art in Kenya werden von NGO`s betrieben, staatlicherseits existieren nur die sog. „Juvenile remand homes“ und die „Approved schools“, die aber eher den Charakter von geschlossenen Internierungslagern haben und keine pädagogische Lösungsstrategien aufweisen, weshalb ich auch darauf nicht näher eingehen werde. Fast alle sozialen Einrichtungen werden in Kenya durch NGO`s betrieben und sind aus sog. „Harambee Initiativen“ entstanden, einem Zusammenschluß von Leuten zur Finanzierung irgendeines Gemeinschaftsprojektes. Die Träger sind meist religiöser Art, und werden u.a. auch durch Entwicklungshilfeausgaben der westlichen „Geberländer“ und den Einnahmen der religiösen Mutterorganisation finanziert.

III.2.1 Straßenkinderprojekte

Die nun folgende Beschreibung der Projekte entstand vor allem vor dem Hintergrund meiner eigenen Erfahrungen in den o.g. vier Projekten im Umkreis von Nairobi, welche ich im Anhang anhand von Projektbeschreibungen vorstelle, da dies an dieser Stelle die Übersichtlichkeit stören würde. Theoretische Informationen zu weiteren vier Projekten, die ich nicht gesondert vorstelle, ergänzen das Spektrum; diese sind das „Mathare Children`s Center“ in Nairobi, das „Parking Boys Centre“ der Salvation Army, die „Bindura Children`s family“ und die „Mully`s children family“ in Eldoret. In den nachfolgenden Unterabschnitten werde ich dann auf die verwendeten Methoden der Projekte näher eingehen und den Vernetzungsgrad der Einrichtungen beschreiben.

Die genannten Projekte bieten ein breites Spektrum von grundverschiedenen Angeboten an. In fast allen Bereichen lassen sich gegensätzliche Aktivitäten und Hintergründe ausmachen, zwischen denen sich die anderen Angebote ansiedeln. Außer der Tageseinrichtung „Mwanzanza Juvenile Center“ haben alle Projekte Unterbringungsmöglichkeiten und damit den Charakter von „Heimen“ für mehr oder weniger *ehemalige* Straßenkinder.

Das gemeinsame Ziel aller Projekte ist die Reintegration der Straßenkinder in die Familie und Gesellschaft, d.h. die Beendigung des Straßenlebens mit all seinen schädlichen Einflüssen. Dieses Ziel wird je nach Projekt mehr oder weniger forciert, im Rescue Dada Centre z.B. wird intensiv mit den Herkunftsfamilien gearbeitet, um eine

Rückführung der Mädchen in bessere Umstände zu ermöglichen, im Don Bosco Projekt besteht zwar auch Kontakt zu den Eltern, der Ausbildung und Rehabilitation der Kinder außerhalb der Familie wird jedoch mehr Erfolg beigemessen.

Gemeinsam ist allen Projekten eine religiöse Grundausrichtung der Träger, was sich mehr oder weniger in den Konzepten, im Alltag und bei den Mitarbeitern niederschlägt. Am geringsten ist der Einfluß dessen bei Rescue Dada, wo religiöse Rituale außer dem sonntäglich-freiwilligem Kirchgang oder den Tischgebeten in der Gemeinschaft kaum zu finden sind, und bei den gesamten Angebote der Undugu Society, die diesbezüglich die einzige Ausnahme bildet. In vielen anderen Projekten läßt sich dagegen das gesamte Denken und Handeln auf das religiöse Weltbild zurückführen, die Welt wird unterteilt in gut und böse, gläubig und gottlos, arm und reich etc. dargestellt, so wird z.B. das Straßenleben als Werk des Teufels interpretiert und die institutionelle Unterbringung der Kinder mit der einhergehenden Missionierung kommt dadurch einer Rettung durch Jesus Christus gleich. Die Kinder werden damit zum Missionierungsobjekt der Erwachsenen, die ihre Schäfchen quasi nach bestem (Ge-)Wissen aus den elendsten Bedingungen rekrutieren und ihnen die christliche Lebensführung als Ausweg anbieten.

Ebenso variieren die institutionellen Rahmenbedingungen der Projekte, sie reichen von niedrigschwelligen Anlaufstellen ohne Verpflichtung zu Anwesenheit, Drogenabstinenz etc. (z.B. „das Reception Center“ und das „Mwangaza Juvenile Centre“) bis hin zu geschlossenen Einrichtungen (Rescue Dada Center u. Mathare Children`s Center), in denen die Kinder völlig mit ihrem bisherigen Lebensmittelpunkt Straße brechen müssen und u.U. bei Fluchtversuchen mit Nichtwiederaufnahme sanktioniert werden. In der Mitte des Institutionalisierungsspektrums befinden sich Einrichtungen, die eher als Zufluchtsort fungierend, den Kindern große Freiräume bezüglich der Teilnahme an Ausbildungsangeboten u.ä. lassen.

Keines der Projekte greift jedoch den „Lebensraum Straße“ auf und versucht, an die möglichen Potentiale anzuknüpfen und den Kindern mit langfristigen pädagogischen Unterstützungsangeboten außerhalb der Einrichtung zu begegnen. Das resultiert aus den durchgängig defizitorientierten Auffassungen vom Leben der Kinder auf der Straße, bei denen die verschiedenen Belastungen und Schädigungen, wie im Kap. II.2 beschrieben, thematisch im Vordergrund stehen. Nur selten werden die kreativen, kommunikativen, sozialen und lebenspraktischen Kompetenzen, die die Kinder auf der Straße erworben haben, wertgeschätzt und weiterverfolgt. Ausnahmen bilden dagegen die Einrichtungen von Don Bosco und Mully`s Children Family, die in der Bildungspraxis und der Selbstorganisation der Kindergruppe an die sozialen und solidarischen Potentiale der Kinder anknüpft. Teilweise übernehmen die Kindergruppen weitreichende Sozialisationsfunktionen wie die Vermittlung lebenspraktischer, hauswirtschaftlicher und sozialer Kompetenzen. Die älteren Kinder werden oft sehr stark in die Verantwortung für jüngere Kinder einbezogen, überall liegt jedoch die Verantwortung für hauswirtschaftliche Aufgaben bei den Kindern.

Außer im Reception Center der Undugu Society haben alle Projekte entweder interne alternative Schul- oder Ausbildungsprogramme oder sind an das öffentliche Schulsystem angeschlossen. Teilweise existieren projekteigene Curriculae, die vor allem praxisorientierte Fähigkeiten vermitteln, musisch-kreative und sportliche Talente fördern und vorwiegend Ausbildungen im handwerklichen Sektor vermitteln. (Don Bosco und Mully`s Children Family). Gerade die Undugu Society hat ein stufenweise ausdifferenziertes Alternativbildungsprogramm entwickelt, in denen Hunderte von Kindern die ihnen gelegenen Schul- und

Berufsausbildung erhalten können. In den anderen kleineren Projekten werden die Kinder meist nach einer projektinternen Vorbereitung wieder in das formale Bildungssystem eingegliedert, d.h., dass sie externe Primary- oder Secondary Schools besuchen. Im Rescue Dada Center besucht ein kleiner Teil der Mädchen, die sich nach Alter und Vorbildung wieder in das Schulsystem reintegrieren lassen, eine auswärtige Schule, die meisten Kinder werden jedoch in den projektinternen Vorschul- und Schulklassen unterrichtet.

Die Organisationsformen der Kindergruppen variieren ebenfalls über ein weites Spektrum. In Bindura's Children Family leben die Kinder in familienähnlichen Wohngruppen inklusive gemeinsamer Abendgestaltung und Mahlzeiten zusammen, und müssen vielfältige Aufgaben und Verantwortung übernehmen. In anderen Projekten werden diese Bereiche stärker von den pädagogischen Mitarbeitern übernommen, und die Kinder leben in der Gesamtheit aller Bewohner ohne Untergruppenunterteilung zusammen.

Vernetzung mit anderen Projekten

Zwischen einzelnen Projekten existiert eine intensive Zusammenarbeit, andere wiederum sind in nächster Nachbarschaft gelegen und kooperieren aufgrund konfessioneller Unterschiede der Träger überhaupt nicht. Grundsätzlich gibt es keine überregionale Vernetzung, zu denen alle Projekte ihre Vertreter schicken, und in denen Methoden, Ansätze oder Zuständigkeitsbereiche diskutiert werden. Das ANPCCAN und die Universitäten Kenyas unternehmen regelmäßige Analysen der Straßenkinder- und Projektsituation im Land, in denen die Arbeitsweise evaluiert wird.

In der Regel kooperieren einige Projekte bezüglich der Familienarbeit einzelner Kinder, z.B. wenn Geschwister aus einer Familie von unterschiedlichen Organisationen betreut werden oder wenn akuter Platzmangel in einem Projekt herrscht. So besteht zwischen dem Rescue Dada und dem Undugu Street Girls Center eine Kooperation, da dies die einzigen Projekte für Straßenmädchen in Nairobi sind. Mädchen mit Babys aus dem Rescue Dada werden so des öfteren in die Mädchenwohngruppe des Undugu Street Girls Centre vermittelt, und auch zu anderen Projekten wie dem Undugu Reception Centre oder Don Bosco besteht bezüglich einzelner Geschwisterpaaren eine Zusammenarbeit. Einige männliche Babys und Kleinkinder der zweiten Straßengeneration werden mit zunehmenden Alter in andere Einrichtungen für Straßenjungen vermittelt, da nur Mädchen die eigentliche Zielgruppe innerhalb des Projekts sind.

Einige andere Projekte sind zweistufig gegliedert, sie haben eine niedrigschwellige Anlaufstelle, in die die Kinder per streetwork vermittelt werden und wo sie ihre Grundbedürfnisse wie Essen, Schlafen und Hygiene befriedigen können. Wenn die Kids möchten, werden sie von dort an Zentren wie Bindura weitervermittelt, die sie entweder nach einiger Zeit in die Familie reintegrieren oder ihnen eine langfristige Alternative im Projekt anbieten. Die Undugu Society hat diesbezüglich die besten Möglichkeiten; im Laufe der Jahre hat sich ein ganzheitlicher Ansatz entwickelt, der von Präventionsmaßnahmen über das Reception Center, diversen Heimen für Straßenkindern und einem ausdifferenzierten institutionseigenem Schul- und Ausbildungsprogramm bis hin zu einzelnen gesponsorten Universitätsstudenten geht. Dementsprechend groß ist auch das Angebotsspektrum, welches einzelnen Kindern vermittelt werden kann. Auch unternimmt sie zahlreiche Untersuchungen, Auswertungs- und Aktionsprogramme, und macht umfangreiche Öffentlichkeitsarbeit bezüglich ihrer Arbeitsbereiche, und so ist es ihr zu einem großen Teil zu verdanken, dass das Straßenkinderphänomen in Kenya immer mehr thematisiert wurde.

Dennoch gibt es kein nationales Organ, in dem alle Institutionen ihre Interessen gemeinsam nach außen vertreten und ihre Forderungen thematisieren können. Schwierig ist dies vor allem vor dem politischen Hintergrund in Kenya, in dem freie Meinungsäußerung zu regierungskritischen Themen u.U. eine ernsthafte Gefahr für Leib und Leben bedeuten kann, und dennoch immer zwingender notwendig wird.

III.2.2 Angewandte Methoden

Straßensozialarbeit wird in allen Einrichtungen als Instrument angewandt, um Erstkontakte zu den Kindern herzustellen, eine Vertrauensbasis aufzubauen und sie zu Besuchen in der Einrichtung zu bewegen. Je nach Auslastung des Projektes oder der Konzeption (Bindura z.B. hat eine vorgelagerte niedrigschwellige Anlaufstelle) kann die Bedeutung der Streetwork in den Hintergrund treten, i.d.R. wird ihr jedoch überall hohe Bedeutung zugemessen. Im Rescue Dada Centre erstreckt sich die Zielgruppe der Streetwork über die Straßenkinder hinaus auch auf ältere Jugendliche und Mütter, die aufgesucht und betreut werden, unabhängig ob alle Plätze belegt sind oder nicht. Vor allem den Müttern mit ihren Kindern soll eine Alternative zum Straßenleben angeboten werden, sie werden auch mit ihren Kindern im Center aufgenommen.

Viele Aktivitäten erstrecken sich auch auf Community Development Bereiche, so existieren z.B. Krankenstationen, Ausbildungs- und Alphabetisierungskurse für Slumbewohner und zudem erhalten die Familien der Straßenkinder vielseitige Hilfestellungen von den Projekten. Das können materielle Hilfen sein, um den Schulbesuch weiterer Geschwister zu ermöglichen oder stabilisierende Hilfsmaßnahmen, damit die Familien wieder in die Lage versetzt werden, ihre Kinder zu betreuen. In den Projekten sind die Sozialarbeiter für die individuelle Aufarbeitung der Erlebnisse mit den Kindern zuständig, was überall unterschiedlich intensiv thematisiert wird. Innerhalb dieser Einzelfallhilfe machen sie Hausbesuche, vermitteln zwischen Kindern und Eltern, Kindern und gesellschaftlichen Institutionen und kümmern sich um individuelle Ausbildungs- und Erziehungsangebote.

III.3 Sozialarbeit mit Straßenkindern in Deutschland

Die bestehenden Projekte für Straßenkinder in der BRD sind meist unabhängige Nichtregierungsorganisationen unter der Trägerschaft einer der kirchlichen Religionsgemeinschaften oder eines Vereins. Ein Großteil der finanziellen Mittel fließen im Rahmen des staatlichen Versorgungsauftrag auch aus öffentlichen Kassen in die Projekte, da der Staat die Erfüllung dieser Bedarfsdeckung an die freien Träger delegiert (Subsidiarität). Die Jugendhilfe finanziert vor allem Einrichtungen wie Kinderheime und die Unterbringung einzelner Jugendlichen mit geklärtem Jugendhilfeanspruch, über welchen die Mehrheit der Kinder, die auf Treibe oder ausgerissen sind, nicht verfügt. So fallen diese Kinder durch alle Lücken im Netz der sozialen Sicherheit, und demonstrieren durch ihre alleinige Existenz ohne irgendeine Grundversorgung auf der Straße ein Phänomen, dass es nach deutschem Recht gar nicht gibt. Entweder leben Kinder bei ihrer Familie und werden dort versorgt oder in Heimen; und dann haben sie Anspruch auf Leistungen der Jugendhilfe. Obdachlose Kinder und Jugendliche werden dementsprechend von keiner Statistik erfasst, denn theoretisch gibt es immer Personensorgeberechtigte, bei denen die Kinder gemeldet sind und die damit die Aufsichtspflicht haben.

III.3.1 Projekte für Straßenkinder in der BRD

Die Projekte speziell für jugendliche Obdachlose in der BRD sind überwiegend Tageseinrichtungen und einige Notschlafstellen, ansonsten werden die Kinder meist in allgemeine Einrichtungen für Kinder und Jugendliche in schwierigen Umständen, wie Kinderheime oder Jugendwohngruppen vermittelt, die nicht derart zielgruppenspezifisch ausgerichtet sind. Aus diesem Grund werde ich auch nur auf erstere beiden eingehen, da die Integration der Straßenkinder in weiterführende Einrichtungen vom Umfang her eine eigene Arbeit wert wäre und damit den hiesigen Rahmen sprengt. Die von mir besichtigten Projekte sind die Notschlafstelle der Treberhilfe Köln e.V., das Mädchencafe „Mäc up“ und die Notschlafstelle „Come Back“, beide vom SKF. In letzterer arbeite ich und habe dadurch einige Straßenkinder hier mit ihren Sorgen und Erlebnissen besser kennengelernt. Theoretische Informationen über weitere Tageseinrichtungen oder Busprojekte habe ich der Diplomarbeit von einem Kommilitonen und Gabriele Pfennigs „Lebenswelt Bahnhof“ entnommen.

Die **Notschlafstellen**, nämlich die der Treberhilfe und das „Come Back“, sind niedrigschwellig und bieten eine Basisversorgung mit Hygienemöglichkeiten und Kleiderwäsche, Essen und Ruheräumen für die Nacht an; weiterführende Betreuungs- oder Vermittlungsangebote können bei Wunsch und Bedarf wahrgenommen werden. Die Kinder können die erste Zeit anonym bleiben und müssen nur wenigen Hausregeln genügen, die jedoch u.U. schon große Schwierigkeiten für Einzelne mit sich bringen: kein Drogenbesitz und keine Gewalt, mit innewohnenden Konsequenzen wie Filzen, Hausverboten u.a., wenn die Regeln überschritten werden. Das zuständige Jugendamt oder die Personensorgeberechtigten werden jedoch am nächsten Morgen nach der Aufnahme aufgrund der geltenden Rechtslage des Personensorgerechts informiert, was nicht wenigen Kindern die Inanspruchnahme der Einrichtung verwehrt. Die Notschlafstellen verstehen sich als vorübergehende Stufe des Hilfesystems, so ist die Aufenthaltsdauer theoretisch auf 30 Nächte begrenzt und weiterführende Hilfsangebote werden bei Bedarf vermittelt.

Freizeitangebote existieren aufgrund des unregelmäßigen Besucherstammes nicht, obwohl der Bedarf nicht zu unterschätzen ist, da gerade freizeitstrukturierende, kreative Angebote für einzelne Jugendliche eine willkommene Abwechslung in dem täglichen Einerlei auf der Straße wären.

Auch die **Tageseinrichtungen** wie das „Mäc Up“, das „DÜK“ in Hannover oder die OASE enthalten Essens- und Hygienemöglichkeiten, Waschmaschinen und Trockner und eine Kleiderkammer bereit und bieten räumlich begrenzte Ruhe- und Rückzugsmöglichkeiten. Wichtig an den Tageseinrichtungen ist den Besuchern vor allem das Angebot, sich drinnen mit anderen Leuten aufhalten und austauschen zu können, die Grundbedürfnisse zu befriedigen und das Beziehungsangebot der Sozialarbeiter im Hintergrund zu wissen.

Die im Konzept verankerte Grundhaltung in allen Einrichtungen ist *akzeptierend und parteilich*, zumindest was die Oberfläche betrifft. Welcher tiefere Respekt für die KlientInnen dahintersteht, kann ich nicht beurteilen, besonders wichtig scheint mir jedoch die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit dieser Akzeptanz zu sein, um nicht das altbekannte Machtgefälle zwischen Sozialarbeiter und Hilfesuchenden zu manifestieren. Wie das Bild der Sozialarbeiter von den Klienten hinter verschlossenen Türen aussieht, läßt u. U. eine andere Wirklichkeit entstehen, die Besucherinnen werden allzu oft auf ihre negativen Zuschreibungen reduziert und in der Alltagsroutine Stereotypen untergeordnet.

Christliche Orientierungen des Trägers haben sich bis auf eine Einrichtung nicht in den Tagesablauf der Institutionen bemerkbar gemacht und würden auch für die Mehrzahl der Besucher eine zusätzliche Hemmschwelle darstellen.

In einigen der Tageseinrichtungen wird an die Besucher *Verantwortung* delegiert, so wird z.B. im DÜK in Hannover der Theken- und Cafebetrieb von den Besuchern organisiert und die Tageseinrichtung der „Oase“ gibt eine von Besuchern hergestellte Zeitung heraus, in der die Klientinnen ihre Meinung kund tun sollen und wollen. Weitere *Freizeitangebote* oder andere an Kompetenzen ansetzende Aktionen werden meist aus finanziellen bzw. personellen Gründen nicht umgesetzt, vereinzelt finden Leder- oder Photoworkshops statt oder es wird ein Nachmittag Eislaufen organisiert, doch dies sind nur vereinzelte Aktionen für die in der Regel ein Extraetat gefunden werden muß. Doch gerade in diesem Bereich bieten sich vielfältige Möglichkeiten, die zwar von den meisten Helfern gesehen, aber nicht realisiert werden. Einige Berliner Wohnungslosenstätten z.B. nutzen die gemeinsame Freizeitgestaltung, um alte und neue Fähigkeiten zu wecken und zu fördern. Das Gruppenangebot erstreckt sich auf Bereiche wie Freizeit, Sport, Kultur, Hobby- und Lerngruppen.

Desweiteren gibt es diverse **Busprojekte**, die eigentlich mit den niedrigsten Schwellen arbeiten: z.B. der Bus der Treberhilfe bzw. des Gesundheitsamtes und das Wohnmobil des SKF vom Mäc up. Die Busse werden stark in Anspruch genommen, obwohl, oder vielleicht gerade weil sie eigentlich das „geringste“ Angebot haben. Die Besucher kommen vor allem zum Quatschen und Kennenlernen der Sozialarbeiter und der anderen Gäste, dabei gibt es Saft und heiße Getränke, Kondome und saubere Spritzen. Einige der Besucher sind in sozialpädagogische Einzelbetreuungsangebote oder an andere Einrichtungen vermittelt worden, denn eine Einzelbetreuung im Bus ist aus personellen, finanziellen und konzeptuellen Gründen nicht möglich. Dafür gibt es jedoch Institutionen, an die die Kids gerne weitervermittelt werden: SKF und SKM, die Notschlafstellen und das Jugendamt u.a.. Gerade die Konzeptionen mit den geringsten Schwellen haben den größten Zulauf, es sind keine Bedingungen und Verhaltensregeln daran geknüpft und die Besucher spüren die weitgehende Akzeptanz und Parteilichkeit, die die Sozialarbeiter sich auf ihre Fahnen geschrieben haben. Ein weiterer großer Vorteil dieser Busprojekte ist die institutionelle, d.h. einzelfallunabhängige Förderung städtischerseits, so dass die Anonymität der Besucher die ganze Zeit gewährleistet werden kann. (vgl. Meiswinkel, 1997, S.57)

Vernetzung der Hilfsangebote

Zwischen den meisten Projekten herrscht eine gute Zusammenarbeit bezüglich der Vermittlung einzelner Jugendlicher in Betreuungsmaßnahmen. Aufgrund der begrenzten Kapazitäten und des gesetzlichen Versorgungsauftrages kooperieren die Notschlafstellen wie das Come Back, das Elisabeth-Frey Haus und die der Treberhilfe bei der Unterbringung einzelner Minderjähriger regelmäßig, und verweisen auch auf die Angebote „konkurrierender“ Träger, wie von allen Beteiligten versichert wurde.

Durch die ständige Überlastung der personellen Kapazitäten in den Projekten laufen jedoch viele Kooperationsversuche ins Leere und gerade die Entwicklung neuer Ansätze, Methodendiskussionen und Vernetzungsversuche scheitern an den finanziellen Rahmenbedingungen.

Arbeitskreise und verschiedene institutionsübergreifende Gruppen gibt es zumindest in Köln einige, die zu bestimmten Themen alle Vertreter der wichtigen Berufsgruppen an einen Tisch holen, wie z. B. der Runde Tisch

der Stadt Köln, an dem Vertreter von Ordnungs- und Sozialpolitik vertreten sind, und in dem aktuelle Geschehnisse in der Bahnhofsszene transparenter für beide Seiten gemacht werden sollen.

III.3.2 angewandte Methoden

Die Methoden, mit denen in bundesdeutschen Projekten mit Straßenkindern gearbeitet wird, entsprechen größtenteils den international verwendeten Instrumentarien.

Die wohl wichtigste Methode ist die Straßensozialarbeit, die, am stärksten lebensweltorientiert, eingesetzt wird, um mit den Kindern und Jugendlichen in Kontakt zu kommen, die von den herkömmlichen Angeboten nicht erreicht werden. (vgl. Pfennig, 1996, S.36) In der Initialphase versuchen die Streetworker, im lebensweltlichen Kontext der Zielgruppe Fuß zu fassen, d.h. an Treffpunkten präsent zu sein, um auszuloten, ob eine Kontaktaufnahme möglich ist oder abgelehnt wird. Darauf folgt die Kontaktaufnahme, die je nach Umständen defensiv oder offensiv gestaltet werden kann. In der nachfolgenden Interaktion versuchen die Streetworker, bestehende Kontakte zu vertiefen und im Laufe der Zeit ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Erst auf Grundlage dessen erreichen höherschwellige Angebote die meisten Kinder: sei es der Besuch von einem Kontaktladen, einer Notschlafstelle oder eines Busprojektes, in denen auf Wunsch auch weiterführende Einzelfallhilfe angeboten wird. Von einigen Projekten (u.a. der mobilen Jugendarbeit) werden auch erlebnispädagogische Maßnahmen durchgeführt, wie z.B. Freizeiten, Reise- oder Standprojekte, die vor allem auf den Beziehungsaufbau zwischen Pädagogen und Jugendlichen abzielen.

Desweiteren wird den Kids Beratung und Vermittlung in andere Einrichtungen angeboten, sozialpädagogische Einzelbetreuung wird nur in wenigen Fällen von den Sozialarbeitern der Projekte selbst durchgeführt.

Ebenso existieren auch weiterführende Wohnformen mit pädagogischer Betreuung, die jedoch auch einer längeren Vorlaufphase bedürfen, da Finanzierung und Genehmigung vom Jugendamt geregelt wird. Dazu gehört die *flexible Betreuung*, bei der die angestrebte Wohnform gemeinsam mit einem Betreuer individuell verwirklicht wird, oder die *mobile Betreuung*, in die erst Jugendliche ab 16 Jahren aufgenommen werden und die durch den Heimpflegesatz finanziert wird. (vgl. Degen, 1995, S. 44) Meistens dauert es jedoch lange Zeit, bis die Kids sich auf solch intensive Betreuungsangebote einlassen bzw. diese mit den innewohnenden Regeln akzeptieren. Längerfristige Wohnformen für Drogenabhängige sind weiterhin Ausnahmen.

IV. Vergleich Kenya - Deutschland

Gemeinsame Grundlage: Menschen- und Kinderrechte

Die Gemeinsamkeit der Straßenkinder weltweit ist, dass ihnen allen grundlegende Menschenrechte, und damit auch Kinderrechte, verwehrt bleiben. Menschenrechte, das sind jene Rechte, „...die unserer Natur eigen sind und ohne die wir als menschliche Wesen nicht existieren können. ... (sie) erlauben uns, unsere menschlichen Eigenschaften, unsere Intelligenz, unsere Begabungen und unser moralisches Bewußtsein voll zu entwickeln und zu gebrauchen und unsere geistigen und sonstigen Bedürfnisse zu befriedigen. Sie gründen im zunehmenden Verlangen der Menschheit nach einem Leben, in dem die unveräußerliche Würde und der Wert jedes einzelnen Menschen Anerkennung und Schutz findet.“ (UN 1987: Human Rights: Questions and Answers“)

Und diese Rechte, wie das Recht auf Gesundheit, auf Obdach (Art.25) und auf Bildung (Art.26) entspringen menschlichen Bedürfnissen, die nach Befriedigung verlangen. Die Sozialarbeit als Vertreterin der Interessen ihrer Klienten hat das Recht und die Pflicht, diese Rechte einzufordern, damit den Betroffenen ein Leben in Würde möglich wird.

Mit der zunehmenden Globalisierung der Weltgesellschaft finden wir uns immer öfter vor Problemen wieder, die weltweit vermehrt auftreten: Armut, Umweltverschmutzung, Marginalisierung, Straßenkinder... Und diese Probleme bedürfen einer Antwort, die losgelöst vom individuellen, lokalen und regionalen Kontext, auch Antwort gibt auf international parallele Entwicklungen, Ursachen und Lösungsstrategien der sozialen Arbeit dafür. Eine gemeinsame Grundlage, auf die sich die in der Sozialarbeit Tätigen berufen können, sind hier die Menschenrechte und im Falle der Straßenkindersozialarbeit, noch zusätzlich die sog. Kinderrechte.

Im November 1989 wurde die UN-Kinderrechtskonvention, das sog. „Übereinkommen über die Rechte des Kindes“ in der UN Resolution 4425 verabschiedet. Auch die Menschenrechtserklärung von 1948 ist eine Konvention, d.h. mit dem Zeitpunkt der Ratifizierung eine verbindlich geltende Rechtsgrundlage, die von den Unterzeichnerstaaten in nationales Recht umgesetzt werden muß. Damit sollte die Umsetzung der Inhalte dieser Konvention ausdrücklich Ziel der nationalen Politiken sein und wird in regelmäßigen Berichten der Regierungen an die UN dokumentiert.

IV.1 Internationale Parallelen im Straßenkinderphänomen

Aufzeigen möchte ich die vielen Parallelen in der Lebenswelt der Kids, in den internationalen Ursachen, Projektkonzepten und Methoden, von denen nicht nur deutsche Einrichtungen in diesem Bereich noch etwas lernen können. Aus diesem Grund sind die verschiedenen Themenbereiche zu Kenya und der BRD möglichst ähnlich gegliedert, damit eine vergleichende Sichtweise ermöglicht wird.

Trotz der vielen lokalen, regionalen und nationalen Unterschiedlichkeiten, auf die ich im nachfolgenden Teil näher eingehen werde, existieren viele Parallelen in den diskutierten Bereichen dieser Arbeit, die ich im Folgenden noch einmal verdeutlichen möchte. Das fängt bei der rechtlichen Situation der Minderjährigen auf der Straße an: sie sind in dem Sinne illegal, als dass eigentlich Personensorgeberechtigte für ihre Aufsicht und ihr Wohlergehen verantwortlich sind, und, da dies nicht wahrgenommen wird, sie sich illegal auf der Straße aufhalten. Auch ihre rechtliche Situation als arbeitende Personen ist nicht erfasst und damit abgesichert. Daraus resultieren viele Konsequenzen, denen sich die Kids international vergleichbar anpassen müssen

Die Kinder sind obdachlos, und ihr primärer Lebens- und Sozialisationsraum ist die Straße bzw. andere öffentliche Plätze und Gebäude. Nur wenige haben noch Kontakt zu ihren Familien oder anderen Bezugspersonen, mit denen sie so einschneidende Erfahrung machen mußten, dass sie sich für den Lebensraum Straße entschieden haben (was sicherlich keine einfache und freiwillige Entscheidung ist).

Überall gibt es ständig Ärger mit der Polizei oder anderen Ordnungskräften, vor denen sich die Straßenkinder in Acht nehmen müssen, um nicht inhaftiert oder zurückgebracht zu werden, aus welcher Umgebung sie auch immer „geflüchtet“ sind.

Auch die von mir als „Überlebensstrategien“ geschilderten Verhaltensweisen gleichen sich im internationalen Kontext an: dazu gehört die Prostitution, andere z.T. delinquente Aktivitäten zur Sicherung der Versorgung mit Lebens- und Suchtmitteln, die weitverbreitete Einnahme von Drogen, um die Situation erträglicher zu gestalten und die Beziehungen zu Gleichaltrigen in ähnlicher Situation. Damit einher gehen vielfältige Belastungen und Risiken, denen diese Kinder besonders ausgesetzt sind, und infolgedessen sie oft ein von der Norm abweichendes Verhalten entwickeln, aufgrund dessen sie negativ stigmatisiert werden.

Die Lebenswelt der „Kinder der Straße“ scheint sich folglich ähnlicher zu sein, als es auf den ersten Blick aussieht: ob Kinder in Brasilien, Kenya oder Deutschland, auf unterschiedlichen Kontinenten wohnend, sehen sich doch mit teilweise identischen Problemen konfrontiert, mit denen sie irgendwie klarkommen müssen, für die sie Bewältigungsstrategien und neue Fähigkeiten entwickeln müssen.

Ein weitere Gemeinsamkeit sind die überall aus dem Boden schießenden Projekte, wenn sich die Öffentlichkeit erst einmal des Umstandes bewußt geworden ist, dass ihre Kinder, ihre Zukunft sozusagen, zu einem Teil bereits keine Zukunftsperspektive mehr hat und sich ausgegrenzt von der Gesellschaft zu einem Bedrohungspotential entwickelt hat.

Diese Projekte sind überall individuell und unterschiedlich konzipiert und haben doch auch ihre Gemeinsamkeiten: Vom ideologischen Ansatz her gehen die meisten Einrichtungen von einem schädigenden Einfluß der Straße auf die Kinder aus und bieten dementsprechend Angebote an, die die Kinder von der Straße wegholen, an den verschiedenen Belastungs- und Problemlagen ansetzen und eine Bewältigungshilfe darstellen sollen. Die Kids werden in diesem Verständnis zu Objekten fürsorglicher Maßnahmen, die sie offeriert bekommen, aber nicht selbst mitgestalten können.

Die meisten Kinder der Straße jedoch zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie ihr Leben bisher aktiv gestaltet haben, sich nicht an bestehende Verhältnisse anpassen, sondern diese verändern und versuchen, eine Reaktion von ihrer Umwelt zu erhalten. Sie machen oft einen sensiblen und intelligenten Eindruck und vielleicht gerade deshalb entscheiden sie sich dazu, das Leben auf der Straße dem zuhause vorzuziehen.

Und diese Kids haben gelernt, auf der Straße zu überleben, sie haben Fähigkeiten im Umgang mit anderen, in der Organisation von Lebensnotwendigen und im Umgang mit Belastungen erworben, unter denen manch ein Erwachsener zusammenbrechen würde. Sie haben schon im Kindes- bzw. im Jugendalter gelernt, völlig auf eigenen Füßen zu stehen, sie haben i.d.R. verfrüht sexuelle Erfahrungen gemacht und wirken viel „erwachsener“, als sie in Wirklichkeit sind. Wenn man ihnen die Gelegenheit gibt, eigenverantwortlich zu handeln, und kreativ und spielerisch ihre Umgebung mitzuprägen, wird manch einer überrascht sein. Einige meist lateinamerikanische Projekte setzen genau daran an: sie *unterstützen* die Kids vor allem bei der Organisation der Kindergruppe im lebensweltlichen Kontext, sie befähigen sie sozusagen dazu, ihre eigenen Interessen zu artikulieren und die Umwelt dadurch auf sich aufmerksam zu machen und zu verändern. Die Kinder sind dabei eigenständig handelnde Subjekte, die von den Pädagogen im Idealfall mit sokratischem Respekt behandelt und ernstgenommen werden.

Elemente dieser subjektorientierten Pädagogik lassen sich vereinzelt auch in deutschen und kenianischen Projekten wiederfinden: Stichworte dazu sind das Empowerment- Konzept und der Trend weg von der

Defizitorientierung, hin zur Kompetenzorientierung und Ressourcenstärkung, (Holm 1995, S.38) auf die ich später noch näher eingehen werde. Auch Maßnahmen, die darauf abzielen, den „Lebensraum Straße“ zu schützen und zu gestalten, anstatt die Kids von der Straße wegzuholen, gehen in diese Richtung. Parteilichkeit und wirkliche Akzeptanz sind Grundvoraussetzungen für diese Arbeit.

Beispiele für subjektorientierte Elemente finden sich z.B. in der „Oase“, in der die Besucher eine eigene Zeitung herausgeben, in der sie auf Mißstände und anderes Bemerkenswertes aufmerksam machen. Auch in Kenya gibt es vergleichbare Publikationen von der Undugu Society, die von den Kids gestaltet werden und eine Straßensozialarbeit, die nicht nur darauf abzielt, die Kinder von der Straße wegzuholen, sondern auch über die eigentliche Zielgruppe hinausgehende Personenkreise aufsucht und versucht, das Lebensumfeld „Straße“ für alle Bewohner zu verbessern.

Vor allem die Faktoren, die in ihrer auf den ersten Blick sichtbaren Ausformung das Phänomen mitverursachen, differieren je nach gesellschaftlichem und regionalem Kontext erheblich; und doch ist es auch der globale Modernisierungsprozeß, der hinter der weltweiten Entwicklung steht und überall seine regional unterschiedlichen Spuren hinterläßt und damit in seiner gesamten Komplexität die Situation mitverursacht.

IV.2 Differenzen

Unterschiede gibt es wie Sand am Meer, und je mehr man auflistet, desto weniger möchte man dann noch die Sachverhalte vergleichen, weswegen ich mich auf einige wesentliche Punkte beschränke:

Zuerst einmal sind die Verhältnisse ganz andere. Kenya ist ein Land, in dem 70 % der Bevölkerung an oder unter der materiellen Armutsgrenze lebt und eine kleine Elite den Großteil des Volkseinkommens besitzt; in Deutschland dagegen herrscht der Konsum und die Armut sitzt in den Köpfen: U.Beck spricht in diesem Zusammenhang von der „entmenslichten Gesellschaft“, in der vor allem Empfindungslosigkeit und Desinteresse bestimmend sind, in der die Menschen immer höhere Mauern um sich selbst ziehen und am liebsten nichts mehr wahrnehmen möchten. Die verursachenden Bedingungen sind infolgedessen auf den ersten Blick ganz andere: In Deutschland ist es meist Armut, soziale Kälte, Vernachlässigung oder Mißbrauch, welches die Kinder ihr Zuhause nicht mehr ertragen läßt, in Kenya ist dementsprechend die weitverbreitete Armut mit ihren Folgeerscheinungen der Hauptgrund, der viele Familien zerbrechen läßt und die Kids aus ihrem sozialen Kontext reißt. Aus Beiden resultiert jedoch eine ähnliche familiäre Situation, die gekennzeichnet ist durch Vernachlässigung, Gewalt und oft genug Mißbrauch durch die Erwachsenen.

Außerdem handelt es sich in Kenya um Hunderttausende von Kindern, meist zwischen 6 und 12 Jahren alt, die auf der Straße leben und um die drei Millionen geschätzte potentielle Kandidaten. In Deutschland reden Schätzungen von max. 50.000 überwiegend Jugendlichen, der Anteil der Kinder unter 14 Jahren nimmt jedoch rasch zu. Auch hier besteht eine große Latenz: viele Kinder kommen nur noch zum Schlafen nach Hause und werden von ihren Eltern nicht als vermißt gemeldet; meist sind diese ganz froh, eine Weile von ihren problematischen Zöglingen befreit zu sein.

Und gerade diese Zahlen verdeutlichen, wie schwierig das Phänomen zu vergleichen ist: in Kenya und den anderen Entwicklungsländern säumen Hunderttausende die Straßen, sind meist an Klebstoffflasche und zerlumpter, barfüßiger Erscheinung zu erkennen und leben in noch erschreckenderen Umständen, da

Lebensstandard und Not in Afrika noch viel härtere Dimensionen besitzt. Demgegenüber sieht man vielen der Kids hier ihre prekäre Lage äußerlich nicht an, erst durch Szenebeobachtungen oder persönlichen Kontakt kann man erfahren, in welcher Situation sich der/diejenige befindet und wieviele der Kinder hier sich tatsächlich in einer solchen Lage befinden.

Ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen den Ländern ist das Verhältnis von staatlichen und nichtstaatlichen Projekten. Letztere sind in Kenya sehr viel mehr verbreitet, da sich der Staat bezüglich präventiver oder rehabilitierender Einrichtungen der Jugendhilfe ganz aus der Verantwortung stiehlt. Dementsprechend sind die Projekte überwiegend kirchlicher Trägerschaft, was den Projektalltag und die Erziehung der Kinder schon intensiver prägt. Vergleichende Projekte mit missionarischem Auftrag lassen sich hier nur in Ausnahmefällen finden, wie z.B. das SOS-Bistro in Hannover, welches erstes Glied in einer Kette von Therapieeinrichtungen einer freikirchlichen Organisation ist, in welcher die Therapieteilnehmer zum christlichen Glauben hingeführt werden sollen. Die anderen, teils kirchlichen Einrichtungen hier, die subsidiär den staatlichen Versorgungsauftrag erfüllen, sind dementsprechend auch über staatlichen Mittel mitfinanziert und nicht derart religiös ausgerichtet.

Desweiteren sind in Kenya die überwiegende Mehrheit der Projekte Heime, in denen die Kinder fast ausschliesslich leben und eine Ausbildung erhalten; Tageseinrichtungen und niedrigschwellige Anlaufstellen existieren dagegen nur vereinzelt. Dies stellt sich in der BRD ganz anders dar: die meisten Projekte sind Tagerestaurants oder Notschlafstellen und vereinzelte Wohngruppen, die längerfristige Unterbringung der Kinder in Pflegefamilien obliegt dem Jugendamt. Die nichtstaatlichen Hilfsorganisationen sind dafür i.d.R. nicht mehr zuständig.

V. Konsequenzen

Wie an den vorangehenden Ausführungen vielleicht deutlich geworden ist, ist es eine Gratwanderung, die verschiedenen Situationen zu vergleichen. Ich habe mich deshalb darauf beschränkt, die Parallelen und Unterschiede darzustellen und bitte diese als Anregung zu verstehen, die den eigenen Blickwinkel erweitern, vielleicht einzelne Elemente als Verbesserungen zu übernehmen und andere wiederum als in die falsche Richtung gehend einzuschränken. Welche dies sein könnten, was ausgebaut und forciert werden sollte im internationalen und im jeweiligen nationalen Kontext, das stelle ich im Folgenden dar. Nun einige Überzeugungen meinerseits:

1. Viele mögliche Wege, die das sozialarbeiterische Angebot für Straßenkinder verbessern könnten, sind in der Vergangenheit schon aufgezeigt worden. Die meisten von ihnen konnten jedoch nur ansatzweise umgesetzt werden, da in der aktuellen sozialpolitischen Situation finanzielle Kürzungen der sozialen Dienste überall Realität geworden sind. Selbst die Grundversorgung für marginalisierte Gruppen wird gestrichen, auf Basis derer erst eine Spezialisierung der Angebote möglich ist.

2. Viele andere mögliche Innovationen sind hier noch gar nicht andiskutiert worden, da sie aus anderen kulturellen Kontexten kommen und oftmals ihren Wirkungskreis nicht bis hierher entfalten konnten. Abgesehen davon, dass die Industrieländer aus ihrem Selbstverständnis heraus eher Wissen in die Entwicklungsländer exportieren, diese sozusagen „entwickeln“, als dass sie in die Rolle der Lernenden schlüpfen. Doch gerade diese weitverbreitete Denkweise bedarf einer Revision, zumal es immer offensichtlicher wird, dass der bereits eingeschlagene Weg in dem Tempo und der Richtung die Zukunft für die Gesamtheit der Menschen eher bedroht, als dass er einen ehrlichen Optimismus rechtfertigt.

3. Um jedoch wieder auf die Entwicklung der sozialen Arbeit zurückzukommen, die fügsam die ihr zugewiesene Rolle spielt, sollte eine freiere Denkweise einkehren, die nicht daran ansetzt, den Menschen ihre Lage erträglicher zu gestalten, dass sie „funktionieren“, sondern die die Menschen dazu befähigt, ihre Umwelt aktiv nach ihren Bedürfnissen selber zu gestalten, so dass sie erträglicher wird.

4. Dieser gedankliche Ansatz lässt sich auch auf die Sozialarbeit mit Straßenkindern weltweit übertragen, wenn auch nur bedingt, da sich nicht wenige Straßenkinder bereits in jugendlichem Alter in einem körperlich und psychisch schlechtem Zustand befinden, dass sie langfristig Hilfe und Unterstützung benötigen. Vor allem Krankheiten wie Aids tragen ihren Teil dazu bei, und auch die Langzeitwirkungen von Drogen wie Schnüffelfstoffen („Glue“, Benzin) und Alkohol im Kindesalter vervollständigen diesen Teufelskreis. Diese Kinder bedürfen institutioneller Ansätze, die ihrem Bedürfnis nach Schutz- und Ruheräumen, Regeln, Versorgung u.Ä. gerecht werden, damit sie auf der Grundlage dessen Perspektiven entwickeln können. Die Kinder, die in einer besseren Verfassung sind, benötigen im Gegensatz dazu eher unterstützende Maßnahmen, die sie befähigen, ihr Leben eigenverantwortlich unter würdigeren Bedingungen zu gestalten und ihrer Stimme Gehör zu verschaffen, wie es in Lateinamerika versucht wird.

V.1 Konzept für Sozialarbeit mit Straßenkindern

Wie an den vorhergehenden Ausführungen deutlich geworden sein müsste, gibt es viele Ansatzpunkte für Verbesserungsmöglichkeiten in den bestehenden Projekten. Diese werde ich im jeweiligen nationalen Teil dieses Kapitels noch näher beleuchten. An dieser Stelle möchte ich meine Ideen für ein idealtypisches Projekt mit Straßenkindern skizzieren:

1. Werte

Eine Arbeit mit und für Straßenkinder sollte sich immer an den grundlegenden Rechten des Kindes orientieren, die in der UN-Kinderrechtskonvention festgehalten sind. Auch die Menschenrechte sind eine Grundlage, auf die man sich im Zweifelsfalle berufen kann, denn erst auf ihrer Basis sind die Kinderrechte noch einmal extra festgelegt worden, damit die oft besonders benachteiligten Kinder einen klar formulierten Anspruch auf ihre kindgerechten Rechte besitzen. Auch wenn es angesichts der prekären Lage vieler Menschen utopisch ist, diese Rechte für jeden einzelnen zu verwirklichen, ändert dies nichts daran, dass sie den Maßstab stellen, an dem jeder sich orientieren kann, sozusagen den Grad der Verwirklichung ablesen und daraus noch ausstehende Umsetzung der Rechte für sich und andere einfordern kann.

Rechte, die den meisten Straßenkinder verwehrt bleiben, sind z.B. der elterliche Schutz und die Fürsorge (Art. 3 der Kinderrechtskonvention), Schutz vor Mißhandlung und Vernachlässigung (Art. 9), das Recht auf das erreichbare Höchstmaß an Gesundheit mit der damit verbundenen Gesundheitsfürsorge (Art. 24) und das Recht auf Hilfsprogramme im Hinblick auf Ernährung, Bekleidung und Wohnung (Art. 27). Desweiteren haben Kinder das Recht auf unentgeltlichen Schulbesuch (Art. 28) und das Recht „vor wirtschaftlicher Ausbeutung geschützt und nicht zu einer Arbeit herangezogen zu werden, die Gefahren mit sich bringen, die Erziehung des Kindes behindern oder die Gesundheit des Kindes oder seine körperliche, geistige, seelische, sittliche oder soziale Entwicklung schädigen könnte“ (Art. 32). Auch der Schutz vor sexueller Ausbeutung und Mißbrauch (Art. 34) und vor willkürlichem Freiheitsentzug (Art. 37) ist in den Kinderrechten festgeschrieben. Zudem verpflichten sich die Vertragsstaaten, „alle geeigneten Maßnahmen zu treffen, um die physische und psychische Genesung und die soziale Wiedereingliederung eines Kindes zu fördern, das Opfer irgendeiner Form von Vernachlässigung, Ausbeutung oder Mißhandlung ... geworden ist. Die Genesung und Wiedereingliederung müssen in einer Umgebung stattfinden, die der Gesundheit, der Selbstachtung und der Würde des Kindes förderlich ist.“ (Art. 39)

Alle diese Rechte (und noch mehr) stehen den Kindern zu und sind die Grundlage für eine ungestörte Persönlichkeitsentwicklung. Die dahinterstehenden Werte wie die Wertschätzung des menschlichen Lebens, Unabhängigkeit und Freiheit, Gleichbehandlung, Gerechtigkeit, Friede und Gewaltlosigkeit und soziales Verantwortungsbewußtsein sind darin nicht explizit erwähnt und dennoch Leitfäden für die Sozial-Arbeitenden. Dessen sollten sich die professionellen Helfer bewußt sein und sich für die Verwirklichung dieser Rechte und Werte einsetzen.

2. Ziele

Es ist wichtig, klare Ziele in einem Projekt der Straßenkindersozialarbeit zu definieren. Welche Entwicklung des Klienten strebt man selbst an und stimmt diese mit der seinerseits Gewünschten überein? Welche Ziele verfolgt man mit dem Projekt z.B. bezüglich einer veränderten Öffentlichkeit, dem Aufzeigen von Mißständen oder einer gewünschten Veränderung ? Und auch: welche Notlage will man wie lösen und ist die anvisierte Strategie nur symptomlindernd oder ursachenbehebend ?

Die Ziele, die ich im Folgenden formuliere, resultieren aus den bisherigen Erkenntnissen dieser Arbeit und sind meine persönliche Meinung, die ich mir im Verlauf der Beschäftigung mit diesem Thema gebildet habe.

1. Im Vordergrund steht die Situation der Kinder, die zu vielen Risiken ausgesetzt sind.

Viele befinden sich in akuten Notlagen und benötigen zuerst einmal eine kurzfristige Verbesserung ihrer Lage, wie Schutz, Nahrung und ärztliche Fürsorge. Die Risiken und schädigenden Einflüsse des Straßenlebens müssen abgedeckt und verringert werden, damit die Kids damit klarkommen können.

2. Die Kinder sollen ihre Persönlichkeit entwickeln können.

Dafür brauchen sie Frei- und Schutzräume, in denen sie sich ungestört und sicher bewegen können. Sie sollen schulisches und praktisches Wissen vermittelt bekommen, um ihre Meinung gefragt werden und lernen, weitere Fragen aufzuwerfen. Ein gesundes Selbstbewußtsein ist dafür ebenso vonnöten wie ihre Mitbestimmung zu allen sie betreffenden Angelegenheiten.

3. Die Kinder sollten, wenn möglich, in die Gesellschaft reintegriert werden.

Einige Kinder können nach stabilisierenden Maßnahmen in die Familie wiedereingegliedert werden, andere wiederum müssen in die Lage versetzt werden, für ihren Lebensunterhalt aufzukommen ohne von fremden Hilfen abhängig zu sein. Dazu ist es wichtig, eine Ausbildung oder Fertigkeiten zu vermitteln, mit denen sie ihren Lebensunterhalt eigenständig sichern können ohne sich auf illegale oder gesundheitsgefährdende Wege begeben zu müssen. Es gilt, eine Perspektive zu entwickeln, sich eine Zukunft vorstellen zu können, die ihnen nicht Angst macht, da sie sie aktiv mitgestalten können.

4. Die Kinder sollen lernen, ihrer Stimme Ausdruck zu geben und Gehör zu verschaffen. Ihre Bedürfnisse sollen gehört und ihre Rechte eingefordert werden. Forderungen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene können die sie betreffende Politik mitbeeinflussen und verändern.

3. Konzepte und Methoden zur Umsetzung

Stichwörter, die immer wieder in Veröffentlichungen und Diskussionen fallen und diese Ziele umsetzen helfen können, sind „Akzeptanz“, „Lebensweltorientierung“, das Schwellenstufensystem bzw. die Niedrigschwelligkeit, „Ressourcenorientierung“ und die „dialektische Methode der subjektorientierten Pädagogik sozialer Bewegung“.

Darüber hinaus ist *Sozialarbeit politisch*, wenn sie langfristig gesehen die sie beschäftigenden Probleme beheben und die verursachenden politischen Bedingungen verändern will; es müssen auch in diesem Bereich Forderungen formuliert und vertreten werden, was im letzten Part dieses Abschnitts näher beleuchtet wird.

1. Akzeptanz und Parteilichkeit

Die akzeptierende Grundhaltung basiert auf wirklichem Respekt dem Klienten gegenüber, sie ist eine „pädagogische Haltung, welche den Lebensumständen, Lebensentwürfen und Lebensstilen der Personen einer Zielgruppe akzeptierend begegnet“ (Ahrbeck, in Frieters, 1996, S.159). Der „Klient“ sollte als Individuum betrachtet werden, der aufgrund seiner Wahrnehmung aus seiner Situation heraus bestimmte Handlungsweisen als Antwort darauf entwickelt. Außenstehende können nur aufgrund der Fremdwahrnehmung darüber urteilen und Hilfsmöglichkeiten anbieten, die der Gegenüber aus seinem Situationsverständnis heraus annehmen, ablehnen oder mitprägen kann.

Fast alle der Kinder haben einschneidende Erfahrungen mit Erwachsenen gemacht, die sie enttäuscht, mißbraucht, benutzt haben und dementsprechend groß ist das Mißtrauen, wieder enttäuscht zu werden. Deswegen gestaltet sich der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zu ihnen sehr schwierig; die Pädagogen

werden von den Kindern immer wieder ausgetestet, inwieweit sie verlässlich sind und wirklich so handeln, wie sie reden und denken. Diese Wahrhaftigkeit, die Identität von Sprechakt und Handlungsweise, wie Habermas es bezeichnet, ist eine erste Voraussetzung für einen solchen Beziehungsaufbau, der, je näher und intensiver er sich gestaltet, ein umso tieferes Verstehen in die Lebenswirklichkeit des Gegenübers ermöglicht. Und nur durch Verstehen können frühzeitige Bewertungen und Handlungen im Blick auf die Kinder vermieden werden (Langhanky, 1993, S.376).

Eine akzeptierende Haltung ist jedoch nicht mit Regellosigkeit und Offenheit gegenüber allen Handlungen der Kinder gleichzusetzen. Die konkreten Grenzen der Akzeptanz sind in der Praxis eine alltägliche Erfahrung, die schwierig und individuell gezogen werden müssen. Was z.B. tun, wenn ein Jugendlicher selbst- oder fremdgefährdende Handlungen vornimmt? Was tun, wenn eine Jugendliche fortwährend die Hausregeln, wie „keine Drogen, keine Geschäfte und keine Gewalt“, verletzt, die ja im Grunde genommen gesetzlich erst das legale Bestehen der Institution ermöglichen? Inwieweit muß man diesen dann noch akzeptierend begegnen, und wann ist was für ein Eingreifen in diesen Grenzfällen gerechtfertigt bzw. woher nehmen Pädagogen das Recht, die Verhaltensweisen der Kinder als selbstgefährdend zu kategorisieren und interventionistische Maßnahmen zu legitimieren? Wie der fortlaufenden Regelbrüchigkeit der Kinder begegnen und sie trotzdem nicht vor den Kopf stoßen?

Die akzeptierende Haltung sollte sich dem Vertrauensverhältnis entsprechend prozeßhaft verändern, auch die Kinder profitieren davon, wenn sie grundlegende Regeln einzuhalten lernen, die oft erst das Miteinander ermöglichen (Pfennig, 1995, S. 273 ff.). Diese Formen von Einschränkung sind gerade bei längerfristiger institutioneller Unterbringung oder bei Notschlafstellen ein wichtiges nie endendes Diskussionsthema, auch wenn in den vielen Projekten in der BRD z.B. eine akzeptierende Grundhaltung konzeptionell verankert ist, gestaltet sich die Umsetzung in der Realität oft schwierig.

Doch gerade wegen dieser Schwierigkeiten, an denen die meisten Erwachsenen im Umgang mit diesen Kindern gescheitert sind, ist es wichtig, den Kindern zu vermitteln, dass man Partei ergreift und das *für* und nicht gegen diese Kids, und dass sie sich auf diese Parteilichkeit verlassen können. In diesem Sinne bedeutet Akzeptanz nicht nur die Kinder zu akzeptieren, sondern auch in schwierigen Situationen Partei zu ergreifen und den Kindern Rückhalt zu geben in ihren Anliegen.

2. Lebensweltorientierung

Experten fordern seit Jahren schon eine stärkere lebensweltliche Orientierung der sozialen Arbeit gerade für diejenigen Klienten, die von den herkömmlichen Angeboten nicht mehr erreicht werden. Meist handelt es sich dabei um marginalisierte Gruppen, eigentlich die ersten Klienten der Sozialarbeit, die sich schon soweit von der gesellschaftlichen „Normalität“ entfernt haben, dass ihnen selbst geringe Zugangsschwellen der sozialen Projekte den Zugang verwehren, da sie sich ihnen nicht unterordnen können. Auch die meisten Straßenkinder gehören zu diesen Klienten der sozialen Arbeit, denn sie haben meist aus ihren schlechten Erfahrungen ein tief verankertes Mißtrauen gegenüber Sozialarbeitern, Ämtern und Erwachsenen allgemein entwickelt, sind oft körperlich abhängig von diversen Drogen und sind an ein „regellooses“, selbstbestimmtes Leben gewöhnt, dass sie mal hierhin mal dorthin verschlägt.

Aufgrund dieser schweren Erreichbarkeit der Klienten, die an den äußersten Rändern der Gesellschaft leben, ist die lebensweltorientierte Pädagogik schon in vielen Projektkonzepten der Straßenkindersozialarbeit verankert. Sie beinhaltet eine Hinwendung des Pädagogen dem Alltag des Einzelnen zu und somit zu seinem sozialen Kontext. Der Pädagoge ist zunächst ein Lernender, der versucht die Lebenswelt der Straßenkinder zu verstehen. Wichtigste Methode dabei ist die Straßensozialarbeit, die die Kinder dort aufsucht, wo sie sich aufhalten, und ihnen konkrete Unterstützungs- und Beziehungsangebote macht. Thiersch umschreibt diese alltagsorientierte Sozialpädagogik folgendermaßen: „... sich auf den Alltag einlassen bedeutet, (...) die gegebenen Ressourcen, die Traditionen und Kommunikationsmuster zu sehen und zu akzeptieren und, wo nachgefragt wird, sie in ihren eigenen Möglichkeiten zu beraten und zu unterstützen“. (Thiersch in: Pfennig, 1996, S.27) Die Streetwork ist dabei vor allem Mittel zum Zweck, Kontakt zu den Kindern herzustellen, größere Hilfsmaßnahmen können i.d.R. erst in weiterführenden Angeboten unterbreitet werden. Diese sind im Idealfall nach dem Prinzip des Schwellenstufensystems organisiert, welches ich an späterer Stelle erörtern werde.

Lebensweltorientierte Pädagogik ist damit eine professionelle Reaktion der sozialen Berufe auf die sich immer weiter ausdifferenzierende Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen, die mit der Modernisierung, wie schon beschrieben, einhergeht (IGfH-Arbeitsgruppe, in: Pfennig, 1996, S.154).

Die meisten Projekte der Straßenkindersozialarbeit beschränken sich jedoch darauf, die Kinder dem schädlichen Einfluß der Straße zu entziehen, sie quasi stationär dem zu entwöhnen. Immer öfter wird jedoch erkannt, dass auch der Lebensraum Straße positiven und unterstützenden Einfluß auf die Kids ausübt, sei es die Selbstständigkeit und die Selbstverantwortlichkeit, die die Kinder automatisch entwickeln müssen oder die Freundesclique im Milieu, mit denen Erfahrungen ausgetauscht werden können und die oft den Betroffenen als letzte haltgebende Menschen erscheinen. Diese positiven Aspekte eines Lebens auf der Straße sollten sicherlich nicht überbewertet oder isoliert betrachtet werden, dennoch ist es ebenso wichtig, sie angemessen zu berücksichtigen, was auch immer öfter in den Konzeptionen der Institutionen verwirklicht wird. Inwieweit diese Grundhaltung auch in der Praxis umgesetzt wird, die Pädagogen sie für sich verinnerlicht haben oder dies ohne tieferes Verständnis übernehmen, kann ich nicht beurteilen. Doch ich möchte betonen, dass wirkliches Verstehen der Kids nur mit nicht-im-voraus-wertenden *Interesse* an der Lebenswelt einhergehen kann, dass jeder Pädagoge viel Offenheit braucht, um nicht automatisch in die verurteilende und stigmatisierende Haltung der übrigen Gesellschaft zu verfallen.

Stabilisierung und Aneignung der Lebenswelt:

Das Ziel eines schrittweisen Austiegs der Kinder aus dem Straßenleben bleibt in der Mehrzahl der Projekten unangetastet. Die akzeptierende Grundhaltung gegenüber dem Milieu bleibt letztendlich zeitlich begrenzt, weiterführende Hilfen setzen in den meisten Fällen erst ein, wenn z.B. Drogenabhängigkeit, Prostitution oder kriminelles Verhalten eingestellt sind.

Längerfristige, milieuakzeptierende Konzepte im Sinne einer Stabilisierung der Szene, bilden eher die Ausnahmen pädagogischer Praxis. Doch gerade Kinder, die sich nicht mehr in Familie oder andere erziehende Institutionen reintegrieren lassen, benötigen eine Verbesserung ihrer Lebenssituation, seien es selbstbestimmte, alternative Wohnformen oder Ruheräume und Hygienemöglichkeiten. Vor allem in diesem Bereich ist es notwendig, selbstinitiierte Projekte zu tolerieren bzw. zu fördern. Beispiele dafür sind die zahlreichen Bauwagenprojekte, besetzte Häuser oder Treffpunkte, die meist ganz schnell die Ordnungshüter auf den Plan

rufen und zerstört werden. Das Straßenleben ist für die meisten Bewohner nicht mehr nur eine befristete Orientierungsphase, sondern gerade mit den damit verbundenen Verhaltensweisen, die die Rückkehr in die Gesellschaft verhindern, zu einem Lebensraum von unbefristeter Dauer geworden.

Der Lebensraum Straße bietet den Kindern zudem ausreichende Nischen, in denen sie für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen können. Dies macht sie gezwungenermaßen unabhängig von maßregelnden Personen oder Institutionen, sie überleben durch ihre eigene Arbeitskraft. Durch den illegalen Status der Kinderarbeit üben sie ihre Tätigkeiten in einem rechtsfreien Raum aus, der oft skrupellos von erwachsenen Profitmachern ausgenutzt wird, so dass die schädlichen Folgen (körperlicher, psychischer oder emotionaler Art) vehement sind. Auch in diesem Bereich gibt es viele mögliche Verbesserungen, die die Sozialarbeit sich zum Anliegen machen sollte, wenn sie den Anspruch erhebt, bedürfnisorientiert arbeiten zu wollen, denn die Kinder möchten auch weiterhin ihr eigenes Geld verdienen, bedürfen dabei aber eines größeren Schutzes als Erwachsene, deren Interessen in den Gewerkschaften ohnehin schon professionell vertreten werden.

Die *Straße als sozialen Raum aneignen*, wie es von einigen Experten (Schuhmann, Böhnisch etc.) gefordert wird, meint die Gestaltung, Veränderung und Umfunktionierung sozialer Räume durch menschliche Tätigkeiten (in: Frieters, 1996, S. 170). Soziale Räume sind i.d.R. öffentliche Orte, die durch menschliche Gestaltung und Nutzung ihren sozialen Charakter erhalten. Am Beispiel der deutschen Bahnhöfe lässt sich schön verdeutlichen wie ein sozialer Raum sich entwickelt: Ursprünglich nur für An- und Abreise der Passagiere gedacht, befindet sich inzwischen an fast jedem Bahnhof bundesdeutscher Großstädte ein Drogen- und Prostitutionsmilieu mit den dazugehörigen Kunden und Anbietern, den Straßenkindern, Obdachlosen und infolgedessen auch den Sozialarbeitern. Der soziale Raum Bahnhof hat eine Veränderung erfahren, sozusagen seine Funktion erweitert, dadurch, dass diese Menschen beschlossen haben, diesen Raum so zu nutzen.

Als pädagogische Maßnahme bedeutet „den sozialen Raum aneignen“ zuerst einmal eine genaue Analyse des sozialen Raumes, in dem die Klientel sich aufhält. Schuhmann benutzt dazu folgende Hilfsfragen: wozu wird der soziale Raum genutzt und welche Funktion hat er? Als Antwort erhält er vielfältige Kriterien: Soziale Räume können als Reservoir von Ressourcen, als Netzwerke, als Macht- und Entscheidungsräume, als Ensemble von Kompetenzen, als Kommunikationsräume und als Räume sozialer Integration bzw. Segregation verstanden werden, zudem sind sie u.U. Zufluchtsort, Arbeitsfeld oder Wohnraum (vgl. Schuhmann, in: Frieters, 1996, S.192).

Auf der Grundlage der Analyse des konkreten Ortes ist es schließlich möglich, die Zielgruppe bei ihrer Aneignung und Gestaltung sozialer Räume zu unterstützen. So wäre es denkbar, mit den Kindern die bestehenden Räume weiterhin zu verändern, neue Räume zu erschließen, Widersprüche zu thematisieren und sie ihre Interessen diesbezüglich vertreten zu lassen. Problemfaktoren, konkrete thematische Fragestellungen und Forderungen entwickeln sich schnell in gemeinsamen Gesprächen, die die Kids mit Hilfe des Sozialarbeiters in seiner Anwaltsfunktion an verantwortliche Personen und Gremien richten können.

3. Niedrigschwelligkeit und Schwellenstufensystem

Niedrigschwellige soziale Projekte sind Bestandteil des Schwellenstufensystems, welches einen Ansatz beschreibt, in dem aufeinanderfolgende Projektstufen, mit jeweils nur gering höheren Anforderungen an den Klienten, durchlaufen werden können. Basis ist die freiwillige Zustimmung des Klienten zu diesem Prozeß,

dessen Verlauf er/sie bestimmen sollte und der jederzeit abgebrochen werden könnte. Im Folgenden möchte ich die „**Niedrigschwelligkeit**“ erläutern.

„Schwellen“ in diesem Zusammenhang lassen sich übersetzen mit „Zugangsbarrieren“, die die Klienten daran hindern, bestimmte (Hilfs-)Angebote in Anspruch zu nehmen. Diese Schwellen können räumlicher, zeitlicher, normativer oder organisatorischer Art sein: räumliche Schwellen manifestieren sich z.B. durch die „Komm-Struktur“ der Institutionen; zeitliche Schwellen sind eingeschränkte Öffnungszeiten oder die zeitlich begrenzte Ansprechbarkeit von SozialarbeiterInnen. Normative Schwellen hingegen sind alle Regelwerke, Verbote und Hausordnungen der Einrichtungen und Anlaufstellen, während organisatorische Schwellen z.B. Terminabsprachen oder vereinbarte Treffpunkte sind.

Niedrigschwellige Angebote versuchen dementsprechend, den Bedürfnissen und Befindlichkeiten der Kinder entgegenzukommen, sie versuchen, die Schwellen so gering als möglich zu halten, damit die Kids die Angebote wahrnehmen können. Allein die Regel „keine Drogeneinnahme während des Besuches“ stellt für viele BesucherInnen eine Anforderung dar, der sie aufgrund ihrer physischen Abhängigkeit z.B. bei der Übernachtung in einer Notschlafstelle nicht nachkommen können. Niedrigschwellige Projekte versuchen infolgedessen, nur minimale Bedingungen an die Besucher zu stellen; beste Beispiele dafür sind Streetwork, Busprojekte oder die lateinamerikanische Straßenkindersozialarbeit, die im Lebensumfeld Straße mit den Kindern arbeitet.

Weitverbreitete Grundsätze, mit denen in niedrigschwelligen Projekten gearbeitet wird, sind „absolut *freiwillige* auf *anonymer Basis* laufende und sehr *parteiliche* Angebote. (Boje-Mitarbeiter in: Meiswinkel, 1997, S. 39) *Freiwilligkeit* beinhaltet die Freiheit der Besucher, die Inanspruchnahme des wie auch immer gearteten Angebots ständig und selbstständig treffen und begrenzt auch deren Gestaltung mitbestimmen zu können, während die *Parteilichkeit* die Anwaltsfunktion des Sozialarbeiters für die Angelegenheiten seiner Klienten betont, die meist im Gegensatz zu den Interessen von Ämtern, Eltern und Gesellschaft stehen. Die *Anonymität* ist aufgrund der herrschenden Gesetzeslage am schwierigsten zu verwirklichen, da das Aufenthaltsbestimmungs- und Personensorgerecht meist bei Eltern oder anderen Vormündern liegt, und diese bei Übernachtungsaufnahmen, Einzelfallmaßnahmen etc. i.d.R. informiert werden müssen. In den niedrigschwelligen Angeboten von Streetwork, Tagesstätten, Cafes oder Busprojekten kann die Anonymität jedoch gewährleistet werden, sie geht meist einher mit einem ausdrücklichen Vertrauensschutz, der die Weitergabe von Informationen verhindert.

Das **Schwellenstufensystem** verwirklicht sich im Idealfall entlang den Bedürfnissen entwickelnde, ineinandergreifende verschiedene Stufen eines Hilfsangebotes. G.Pfennig stellt als idealtypisches Beispiel „*verschiedene Ebenen niedrigschwelliger pädagogischer Unterstützung für Straßenkinder*“ dar, die nacheinander durchlaufen werden können, wobei Einzelfallbetreuung auf allen Ebenen stattfinden soll:

1. „Streetwork als Kontaktphase, die nur Einhaltung der Regeln des Miteinanders erfordert und somit erneuten Beziehungsaufbau ermöglicht;
2. Notschlafstelle, die halbes Jahr Orientierungsphase und Beziehungsaufbau ermöglicht.

3. Betreutes Wohnen unter Akzeptanz von milieubezogenen Verhaltensweisen (Drogen, Prostitution);
4. Therapieangebote innerhalb betreuten Wohnens auch nach mehrmaligem Abbruch von Therapien“ (Pfennig, 1996, S.154).

Auf jeder Stufe soll der Klient die Option haben, Angebote ohne große Anforderungsunterschiede, die seiner Situation und Entwicklungsmöglichkeit gerecht sind, wählen zu können, sobald er dies wünscht. Sozialarbeitern kommt dabei eine begleitende, unterstützende Funktion zu, die Klienten allein bestimmen Zeitpunkt, Intensität und Tempo dieser Begleitung.

Eine Ausrichtung der Straßenkindersozialarbeit im Sinne des Schwellenstufensystems bedeutet eine lebensweltorientiertere Praxis, die die Kids mitsamt ihrem sozialen Umfeld und ihren dementsprechend ausgeprägten Verhaltensweisen akzeptiert. Sie basiert auf einem Verstehen der Kids im Kontext der Lebenswelt, wie ich es vorher schon einmal erläutert habe, die Netzwerke im Milieu werden bewußt akzeptiert, da der Freundeskreis als haltgebende, psychosoziale Unterstützung fungiert und die Betroffenen darin gemeinsam ihre Interessen vertreten können.

Durch das bewußte Herunterschrauben der Zugangsbarrieren wird eine größere Zielgruppe erfaßt, als bei den traditionellen Institutionen der Jugendhilfe, die meist auf eine spezielle Gruppe mit einem bestimmten Merkmal spezialisiert sind. Infolgedessen werden Jugendliche, die sich mit verschiedenen Problemkombinationen konfrontiert sehen, von dem Angebot ausgeschlossen.

4. Empowermentkonzept

Elemente des Empowermentkonzeptes sind bereits in einigen Bereichen der sozialen Arbeit verwirklicht, beispielsweise in der ressourcenorientierten Arbeit mit Straßenkindern. Es wird jedoch immer wieder gefordert, diese Orientierung mehr zu fokussieren (Dewes, 1995, S.19). Der Blickwinkel, unter dem die Kinder allein aufgrund ihrer Defizite und Schädigungen zu Klienten der Pädagogen gemacht werden, ist immer noch oft genug verbreitet. Im folgenden möchte ich das Empowerment-Konzept in Anlehnung an G.Pfennig vorstellen, da diese „Philosophie“ den Grundstein für diese Diskussion gelegt hat, wenn auch der Gedanke zB. in der Heil- und Sonderpädagogik schon längere Tradition hat.

Empowerment meint dabei „den Zielzustand eines Prozesses, der Menschen Ermutigung gibt, zusammen mit Menschen, die ähnliche Probleme haben, eigene Kompetenzen zu entdecken und zu nutzen. Für die Pädagogen ergibt sich aus dieser Perspektive die Aufgabe, Menschen dazu zu befähigen, sich selbst Zusammenhänge solidarischer Formen der Selbstorganisation zu schaffen.“ (Keupp, in: Pfennig, 1996, S. 161) Damit einher geht eine reduzierende Auswirkung auf das Aufgabenverständnis des Sozialarbeiters oder Pädagogen, denn dessen Rolle reduziert sich auf die eines „Katalysators“ oder eines „Netzwerkmanagers“, dessen Funktion darin liegt, diese Prozesse anzustoßen bzw. unterstützend zu begleiten.

Das Empowerment-Konzept stellt die anzustrebende Selbstbestimmung über das eigene Leben in den Mittelpunkt, die Stärken der Klienten werden fokussiert, es wird bewußt an den Kompetenzen angesetzt. Zweck dessen ist die Wahrung und Stärkung des Selbstbewußtseins und die Verbesserung der Lage des Klienten im Wissen um ihre Lebensgeschichte und ihren sozialen Kontext, „Unterstützung durch `soziale Aktion` soll entgegen entmündigender Hilfe Kompetenzen wachsen lassen.“ (s.o., S.165)

G. Pfennig warnt jedoch gleichzeitig vor einer zu euphorischen Umsetzung des Konzeptes, denn „auf Selbsthilfeprozesse reduzierte Erwartungen stellen bei Straßenkindern eine Überforderung für die von Beziehungsbrüchen und Diskontinuitäten geprägten Biographien der Kinder und Jugendlichen dar“. Die Bedürfnisse der Kinder nach Zuwendung und verlässlichen Bezugspersonen, nach Drogen und nach Freiheit dürfen in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, viele bedürfen wahrscheinlich erst stabilisierender Maßnahmen, bis sie in der Lage sind, ihre derzeitige Lage in Angriff zu nehmen.

Auch wenn das Empowermentkonzept in seiner Radikalität nur selten umgesetzt wird, arbeiten viele Projekte mit Elementen und gedanklichen Anleihen dieses Konzeptes. Viele Aktivitäten in der Arbeit mit Straßenkindern knüpfen inzwischen an Kompetenzen an, die die Kids meist auf der Straße erworben haben; beispielsweise wird Verantwortung delegiert an die Besucher einer Tagesstätte, die den gastronomischen Ablauf organisieren oder eine Zeitung herausgeben. Es wird *ressourcenorientiert* gearbeitet, kleine Erfolge in praktischen Dingen, Organisationsaufgaben und andere bewältigte Arbeiten, die an sozialer und anderer Kompetenz ansetzen, sollen das Selbstbewußtsein schützen und stärken.

5. Deinstitutionalisierung

In der Regel ist die Arbeit mit Straßenkindern sehr stark an institutionellen Rahmenbedingungen orientiert und auf diese ausgerichtet. Das institutionelle Setting findet sich sowohl in Kinderheimen als auch in Notschlafstellen als auch in Beratungs- und Bildungsangeboten wieder. Ausnahmen sind vor allem in lateinamerikanischen Konzepten zu finden, beispielsweise Schulprojekte im Lebensumfeld Straße. Das institutionelle Setting zeichnet sich i.d.R. durch eine Distanz zur Lebenswelt und normative Anforderungen aus, welchen viele Kinder nicht nachkommen können. Auf der anderen Seite ist die Arbeit für die Mitarbeiter in einer Institution viel abgesicherter und steuerbarer als die Arbeit außerhalb der Einrichtung.

Mit dieser Institutionalisierung gehen strukturierte Tagespläne und Regelwerke einher, welche in krassem Gegensatz zu den vielfältigen Freiheiten der Straße stehen. Die Kinder müssen sich diesen Anforderungen unterordnen, sobald sie die Entscheidung getroffen haben, an diesen Maßnahmen teilzunehmen. Ist das der Fall, müssen sie meist Milieukontakte, Einkommensquellen und die Freiheit Drogen zu nehmen von heute auf morgen abbrechen und sich dieser neuen Welt anpassen. Viele Kids wünschen sich dagegen für den Anfang eines Ausstiegs eine Mischform dieser Entweder-Oder Angebote, sie benötigen Nischen, die sich der Kontrolle der Einrichtung entziehen.

Die Welt innerhalb der Einrichtung unterscheidet sich in allen ihren Ausformungen erheblich von dem Leben auf der Straße. In Kenya manifestiert sich das ganz extrem in vielen Projekten, in denen die Kinder nicht einmal das Projektgelände verlassen dürfen, sie wachsen sozusagen in künstlicher Isolation von der Außenwelt auf. Die Schwierigkeiten dieses Aspekts werden oft erst sichtbar, wenn die Kinder das Projekt durchlaufen haben und entweder in die Familie zurückintegriert werden oder ihre eigene Existenz aufbauen wollen.

Zurück im elterlichen Haushalt oder außerhalb, müssen sie ihre durch den Projektaufenthalt gestiegenen Anforderungen an den Lebensstandard zurückschrauben, wieder die Nahrungsversorgung für die einzelnen Tage sicherstellen, neue Kontakte knüpfen und ihr Leben ohne unterstützende Aktionen des Projektpersonals managen. Die Fähigkeiten, durch die sie auf der Straße überleben konnten, haben sie in eine Situation hineinmanövriert, aus der sie ohne fremde Hilfe kaum hätten herauskommen können, doch neue Fähigkeiten in der harten Realität des Überlebens müssen sich erst einmal unter Beweis stellen. Ein Undugu-Mitarbeiter drückt dies so aus: „Children do not learn how to integrate into society since they are separated from it.“ Diesen Schwierigkeiten müssen sich die Projekte stellen und somit stärker aus den beschriebenen institutionellen Rahmen herausgehen und die Kids fortwährend auf ihre spätere Situation vorbereiten, und dies außerhalb der Einrichtung.

Das Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit beschreibt dies mit den Maximen „Dezentralisierung“ und „Regionalisierung“ (BMJFFG, 1990, S.86ff). Dezentralisierung versteht sich als räumlich strukturelle Annäherung an die Lebensräume der Kinder und ihrer Familien, Regionalisierung umfaßt eine lokalspezifische Lebensweltanalyse mit daraus abgeleiteten pädagogischen Konsequenzen vor Ort. Die sog. „Mobile Jugendarbeit“ setzt diese Konzepte am ehesten in die Praxis um, jedoch läßt sich in dieser Hinsicht noch viel mehr bewegen.

6. Personenorientierte Perspektivumkehr

Den theoretischen Hintergrund dieses Postulats bilden theoretische Entwürfe, die seit einigen Jahren unter dem Begriff des radikalen Konstruktivismus diskutiert werden (vgl. Schmidt und Watzlawick, in: Frieters, 1996, S.136). Im Rahmen einer personenorientierten Perspektivumkehr „werden die Wirklichkeitskonstruktionen und Lebensbewältigungsstrategien der Straßenkinder aus ihrer Sicht wahr- und ernstgenommen und als sinnbringende Deutungs- und Handlungsmuster verstanden“ (Frieters, 1996, S.136), d.h. dass die Straßenkinder als aktiv und in ihrem Kontext sinnvoll handelnde Subjekte verstanden und in diesem Sinne in die Gestaltung der pädagogischen Prozesse miteinbezogen werden sollen. Die Deutungs- und Handlungsmuster der Kinder werden dabei nicht als temporäre Abweichungen interpretiert, die durch längerfristig ausgerichtete pädagogische Bemühungen wieder zu normalisieren sind, sondern die Kinder sind angehalten, ihre Meinung und ihren Beitrag zur Gestaltung des Projektes miteinzubringen.

Vor diesem Hintergrund sind eine akzeptierende und parteiliche Grundhaltung und die niedrigschwellige Ausrichtung der Angebote zu sehen, bei deren Umsetzung dies im Idealfall verwirklicht werden kann.

7. Dialektische Methode der subjektorientierten Pädagogik sozialer Bewegung

Die oben genannte Methode, die von K.Holm (1995, S. 41ff) als angewandte Methode des Subjekt-Ansatzes herausgearbeitet wurde, ist eng mit dem lateinamerikanischen Gesellschaftskontext verbunden und läßt sich

nicht so einfach auf andere Kontexte übertragen. Dennoch erscheint sie mir als eine der interessantesten Ansätze, dessen Inhalte gerade hier neue Ideen erwecken können.

Die Kinder, vor allem arbeitende, aber auch Straßenkinder, werden dabei als selbstbewußt und aktiv handelnde Menschen betrachtet, die sich selber und ihre Interessen vertreten können. Solidarität und Selbsthilfe sind Mittel, um das Bewußtsein der Kids zu ihrer gesellschaftlichen Situation (strukturelle Vernachlässigung) zu wecken, und daraus Selbstorganisationen entstehen zu lassen, in denen sie ihre gesellschaftspolitischen Forderungen formulieren und vertreten. Damit ist ein solcher methodischer Ansatz nicht symptomlindernd, sondern versucht, die Ursachen zu beseitigen.

Die „dialektische Methode der subjektorientierten Pädagogik sozialer Bewegung“ ist auf drei Ebenen aktiv:

1. Micro-Ebene: Im lebensweltlichen Umfeld wird mit den Betroffenen subjekt- und kompetenzorientiert gearbeitet. Streetwork und Aktionsansätze sollen die Solidarität unter den Kindern herstellen, gesellschaftspolitische Forderungen werden entwickelt, um den Lebensraum Straße wieder für arbeitende Kinder lebenswert zu machen.

2. Mezzo-Ebene: Die Kinderrechtsbewegung organisiert sich selbst. Die Professionellen übernehmen dabei die Rolle des Ermöglichenden („Facilitador“), indem sie die Kinder ressourcenaktivierend unterstützen und beraten. Die Selbstorganisation nimmt Einfluß auf institutionelle Strukturen: Schulen, NGO`s und andere Organisationen, denen die Forderungen der Kids vermittelt werden.

3. Macro-Ebene: Die soziale Bewegung, die auf der Meso-Ebene entstanden ist, soll innerhalb der Zivilgesellschaft der Nation ein politikfähiges Organ bilden, und auf eine Veränderung der ökonomischen, politischen und kulturellen Zustände hinwirken, die das Elend der Kinder entscheidend mitbedingen.

V.2. Anforderungen an deutsche Projekte

Die defizitären Bereiche bundesdeutscher Projekte, die im Kapitel III.3. schon annähernd beschrieben wurden, möchte ich an dieser Stelle darstellen und um die Kriterien ergänzen, die meiner Meinung nach zur Umsetzung einer klientenorientierten Straßenkindersozialarbeit in Deutschland hilfreich sein könnten.

V.2.1 Akzeptanz

Alle untersuchten bundesdeutschen Projekte wie Notschlafstellen, Tageseinrichtungen oder Busprojekte haben den Grundsatz der Akzeptanz, meist noch um Parteilichkeit ergänzt, in ihren Konzeptionen verankert. Die akzeptierende Grundhaltung ist damit schon weitgehend verwirklicht worden, zumindest was den Alltag in den Institutionen betrifft. Die Kids werden i.d.R. mit all ihren problematischen Verhaltensweisen akzeptiert, solange bestimmte Regeln des Zusammenlebens eingehalten werden. Inwieweit diese theoretische Haltung u.U. wirkliches Verstehen und Wahrhaftigkeit der Akzeptanz beinhaltet, habe ich vorher schon angedeutet. Hausverbote werden nur ausgesprochen, wenn Hausregeln verletzt werden, und dies meist nur für eine begrenzte Zeit; danach werden die Kids wieder aufgenommen.

Parteiergreifende Aktivitäten außerhalb der Projekte werden selten unternommen, die „Anwaltschaft“ der Sozialarbeiter begrenzt sich z.B. auf Vermittlungsversuche an Runden-Tisch-Gesprächen zwischen Stadt,

Ordnungsbehörden und betroffenen Hilfsorganisationen. Dieser Bereich könnte noch weiter ausgebaut werden, in dem z.B. Maßnahmen der Ordnungsbehörden wie Bahnhofs- oder Platzverbote von Sozialarbeitern und Betroffenen gemeinsam angegangen werden. Auch selbstinitiierte Projekte wie Bauwagenplätze, besetzte Häuser und vergleichbare Ansätze könnten sehr viel mehr Unterstützung auch von offizieller Seite erfahren.

V.2.2 Lebensweltorientierung

Obwohl die Lebensweltorientierung bereits auf politischer Ebene gefordert wird, beschränken sich die konkreten Aktivitäten diesbezüglich auf Projekte der mobilen Jugendarbeit und Streetwork. In der hiesigen Straßenkinderpädagogik werden Streetwork oder Busprojekte eingesetzt, um Kontakt zu den Kids herzustellen, die daraufhin an Notschlafstellen und Tagesstätten verwiesen werden, damit, wenn der/die Betreffende es wünscht, daraufhin weiterführende Betreuungsangebote gemacht werden können.

Längerfristig das Lebensumfeld Straße verbessernde Maßnahmen werden nicht durchgeführt, da es Ziel der Pädagogik ist, die Kids von der Straße zu holen und ihnen neue Lebensperspektiven bezüglich Schule, Ausbildung und Unterkunft vorzuschlagen, die es ihnen erleichtern, sich in die Gesellschaft zu reintegrieren. Doch auch Aktivitäten zur Lebensumfeldverbesserung Straße sind vonnöten. Dies könnte z.B. der Einsatz für mehr öffentliche Toiletten und Duschen sein, für Hygiene und Waschmöglichkeiten, für regelmäßige, den Bedarf deckende Essensausgaben oder für weniger rigide öffentliche Vertreibungspolitik. Da diese Maßnahmen eine Verbesserung des Lebensumfeld Straße darstellen würden und somit kurzfristig den Menschen auf der Straße das Leben erleichtern würden, anstatt sie zu dem Besuch von Projekten, die weiterführende Hilfen anbieten, zu animieren, sind solche Aktivitäten meist politisch nicht gewollt und können nicht durchgesetzt, geschweige denn finanziert werden.

V.2.3 Schwellenstufensystem

Das Schwellenstufensystem ist in der BRD zwar theoretisch entwickelt worden, konnte jedoch bisher gerade in seinen weiterführenden Stufen noch nicht verwirklicht werden. Als Grund dafür, wie bei den meisten innovativen Neuerungen, werden Kürzungen im Sozialbudget genannt. Die Projektmitarbeiter sind z.Zt. froh, wenn sie ihre Institution vor Einsparungen schützen können.

Die ersten Stufen des Schwellenstufensystems sind relativ gut ausgebaut, zumindest die größeren Städte verfügen i.d.R. über Streetworker, szenenahe Anlaufstellen und

Notschlafstellen. Manchmal ist das Angebot nur für Drogenabhängige ausgerichtet, welches manche der Treiber hierin ausschließt.

Vor allem fehlt es an längerfristigen Wohn- und Betreuungsmöglichkeiten als der danach einsetzenden Stufe. Obwohl ausdrücklich in dem 8.Jugendbericht der Bundesregierung „lebensweltorientierte Jugendhilfe“ angemahnt wird, bleibt die schwierige Wohnraumsituation für Jugendliche unbehandelt. Nicht nur die Jugendlichen selber, sondern auch die Träger von Einrichtungen, die für Wohngruppen Häuser oder Wohnungen anmieten, sind von dieser Wohnungsnot betroffen (vgl. Degen, 1995, S. 85). Weiterführende Wohnformen können z.B. in Form von *Flexibler Betreuung* oder *Mobiler Betreuung* verwirklicht werden, wenn Gelder und Wohnraum vorhanden sind. Diese beinhalten eine individuell-flexible Wohnform mit pädagogischer Betreuung, Akzeptanz, und Netzwerkorientierung sind Grundbestrebungen (vgl. Degen, 1995, S.90 ff).

V.2.4 Kompetenzorientierung

Nur vereinzelt sind Projekte zu finden, die an den Stärken und Fähigkeiten der Kids bewußt anknüpfen und diese fördern. Kreative Angebote, Selbstorganisation und eigenverantwortliche Aufgaben werden zu selten durchgeführt, wenn dies geschieht, zeigt sich oft genug ein überraschend positiver Effekt.

Die Kinder haben in der Regel vielfältige Kompetenzen, sei es ihre Art zu kommunizieren, ihre Intelligenz und Sensibilität im Umgang mit anderen Menschen, ihre ausgeprägte Eigenverantwortlichkeit oder ihre kreativen Begabungen. All diese Stärken werden durch die defizitorientierte Betrachtungsweise vieler Pädagogen, die vor allem die schädlichen und risikoreichen Verhaltensweisen der Kids sehen, kaum wahrgenommen. Dabei sind diese ein guter Anknüpfungspunkt für Aktivitäten, die dies fördern und an denen sie Selbstbestätigungsmöglichkeiten finden. Ihre Kompetenzen sind Chancen, die ihnen den Rückweg in die Gesellschaft ebnen können, mit denen sie vielleicht einmal ihren Lebensunterhalt in gesellschaftlichem Sinne verdienen können. Beispielhaft dafür sind einige kenyanische Projekte, die den Kids vielfältige Möglichkeiten geben, ihre Kreativität zu entfalten. Theatergruppen, gemeinsame Tänze und Spiele, Sport und Akrobatik, Musikbands, Handarbeit und viele andere Aktivitäten werden unternommen und so manche Talente werden entdeckt. Außerdem werden die älteren Kinder stark in die Verantwortung für Jüngere miteinbezogen und alle sind für den Haushalt zuständig, was meist reibungslos und mit viel Engagement betrieben wird.

V.3. Anforderungen an kenyanische Projekte

V.3.1 Akzeptanz

Wie vorher schon deutlich geworden, wird in kenianischen Straßenkinderprojekten das Straßenleben vor allem stigmatisierend und moralisierend bewertet. Die Straße wird gar als „Werk des Teufels“ bezeichnet, welches die Helfer dazu legitimiert, die Kids davor zu schützen und im gleichen Atemzug zu missionieren.

In den besuchten Projekten basiert die Teilnahme an einem Projekt auf freiwilliger Zustimmung des Kindes, welches von den Streetworkern aufgelesen wird, und wenn es möchte, in das Projekt gebracht wird (außer bei Institutionen wie RescueDada, die teilweise Einweisungen vom Jugendgerichtshof (Juvenile court) bekommen).

Mit dem Eintritt in eine Einrichtung wird der abrupte, Übergangslose Bruch mit dem Straßenleben und seinen Erscheinungsformen gefordert, die Kids haben kaum irgendwelche Entscheidungsspielräume oder Mitspracherechte. Drogenabstinenz und geregelte Tagesabläufe, eine Einrichtung, die ohne Genehmigung nicht verlassen werden darf und verbindliche Unterrichtsteilnahme und Kirchgang stehen in krassem Gegensatz zu allem, was die Kids von Elternhaus und Straße her gewohnt sind. Doch Ausnahmen bestätigen die Regel: das Mwangaza Juvenile Center begegnen den Kids akzeptierend bezüglich Drogeneinnahme und dem Leben auf der Straße, die Jungen und Mädchen können jederzeit zurück, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen oder wenn ihnen die Institution zu eng wird. Hier wäre an die akzeptierende Grundhaltung deutscher Projekte anzuknüpfen, die versuchen, den Bedürfnissen und Befindlichkeiten der Kinder gerecht zu werden.

V.3.2 Lebensweltorientierung

Bezüglich der Lebensweltorientierung kenianischer Sozialarbeit läßt sich zusammenfassend feststellen, dass sie meist an dem Punkt endet, an dem die Kids sich für eine Unterbringung in einer Einrichtung entschieden haben. Nur vereinzelt versuchen Projekte wie das Rescue Dada durch kontinuierliche Streetwork die Umfeldbedingungen auch für die Klientel, die auf der Straße lebt, zu verbessern. Die Streetworkerinnen bieten auf der Straße lebenden jungen Frauen, Mädchen und Müttern Beratung, Unterstützung und die Inanspruchnahme der Krankenstation des Centers an. Eine *Stabilisierung der Lebenswelt* wird nicht angestrebt, die Freundschaften und andere Bezüge zum Milieu der Straße werden sogar als gefährdend eingestuft und meist völlig unterbunden.

Vor dem Hintergrund, dass nicht wenigen Kindern die Rückkehr in die Familie undenkbar erscheint und sie sich auch einer institutionalisierten Unterbringung nicht mehr anpassen können, erscheint es notwendig, Alternativen zu den bisherigen Ansätzen zu entwickeln, d.h. auch konkret szenenintegrierte, langfristige Ansätze zu erarbeiten und umzusetzen. Szenenstabilisierende Maßnahmen können in diesem Kontext z.B. Beratung und Unterstützung, Schutz- und Ruheräume sein, welche die Kids nachts vor den klimatischen Bedingungen und gewaltsamen Übergriffen bewahren. Desweiteren sollten langfristige alternative Wohnformen erschlossen werden, die primär in der Eigenverantwortlichkeit der Kinder liegen und sich deutlich von den institutionalisierten Unterbringungsmöglichkeiten unterscheiden.

Andererseits wäre an die Tätigkeiten, Überlebensstrategien und Gruppenprozesse der Kinder anzuschließen und diese zu fördern. Wenn sich die Kinder als arbeitende, handelnde Subjekte verstehen, muß dem Bedeutung beigemessen und folglich diese Tätigkeiten und Bezüge im Rahmen einer Lebensweltstabilisierung abgesichert werden. Dazu gehört auch die Stärkung vorhandener sozialer Netzwerke und Bildungsangebote unter entinstitutionalisierten Rahmenbedingungen, damit die Kinder an ein eigenverantwortliches und selbständiges Leben unter besseren Bedingungen herangeführt werden.

V.3.3 Schwellenstufensystem und Deinstitutionalisierung

Die kenianische Projektpraxis ist vergleichsweise grobstufig gegliedert. Bis auf besagte Ausnahmen existieren i.d.R. nur die Straßensozialarbeit und hochschwellig ausgerichtete institutionelle Unterbringungsmöglichkeiten, so dass die Distanz zwischen beiden Schwellen für die Kids oft nicht zu bewältigen ist. Eine schrittweise, prozeßorientierte Ausrichtung, welche in möglichen weiterführenden pädagogischen Angeboten die Schwellen nach den Bedürfnissen und Befindlichkeiten der Kinder gestaltet, wäre dringend erforderlich (Frieters 1996, S.168). Damit einher ginge auch eine notwendige *Deinstitutionalisierung* der Projekte, die die Kids vor allem auf die Notwendigkeit, eigenverantwortlich in der Gesellschaft klarzukommen, vorbereitet, und dies, indem das Projekt und seine Bewohner in reger Verbindung zur Außenwelt stehen. Die Freundschaften und anderen Netzwerkkontakte der Kinder dürfen nicht ersatzlos abgeschnitten werden, sondern sollten unterstützt und in ihrer Bedeutung für die Kinder ernstgenommen werden.

V.3.4 Umsetzung des Empowerment-Konzeptes

Eine Umsetzung von Elementen des Empowerment-Konzeptes in kenianischen Projekten ist bis auf die kreative Freizeitgestaltung kaum in Sicht. Die Kinder werden eher bevormundet, als dass ihnen die Fähigkeit zugetraut würde, ihre Interessen gemeinsam zu formulieren und zu vertreten. Doch sind die Straßenkinder in hohem Maße selbstständig, früh gereift und, wenn sie nicht physisch und psychisch schon stark geschädigt sind, durchaus in der Lage, sich selbst zu vertreten. Da sie in familienähnlichen Kleingruppen zusammenleben und ihr Überleben gemeinsam durch Aufgabenteilung bewältigen, sind sie sozial, kommunikativ und organisatorisch geübt, wenn auch nicht geschult nach dem formalen Bildungswesen. Insofern setzen viele projekteigene Schulklassen vor allem auf eine solide Grundbildung und auf die Vermittlung praktischer Fertigkeiten, wie Landwirtschaft und Handarbeiten, lassen den Kindern aber kaum Spielraum, ihre eigenen Vorstellungen in den Projektalltag miteinzubringen.

V.3.5 Individuelle Aufarbeitungsmöglichkeiten

Es reicht nicht aus, die akuten Notlagen und Belastungsfaktoren des Straßenlebens durch Unterstützungsangebote zu mildern oder aufzuheben. Darüber hinaus sollte eine Aufarbeitung biographischer Enttäuschungen und Verletzungen ermöglicht werden, die sich tief in der Persönlichkeitsstruktur des Kindes verankert haben.

Dass dies nicht in konventionellen psychotherapeutischen Hilfsangeboten nach europäischem Muster geschehen sollte, ist wahrscheinlich nachvollziehbar. Gerade hier bietet es sich an, dies in kreativen, spielerischen Formen zu thematisieren und die Projektmitarbeiter als Vertrauenspersonen der Kids dahingehend zu schulen, dass sie diese Aufgabe übernehmen können.

V.3.6 Vernetzung von Hilfsangeboten

Wie schon beschrieben, ist die Kommunikation zwischen einzelnen Projekten ziemlich problematisch, z.B. aufgrund unterschiedlicher Religionen der Träger. Hier sollte sehr viel mehr Zusammenarbeit stattfinden. Vorhandene Kapazitäten können viel besser genutzt werden, wenn eine produktive Zusammenarbeit funktionieren würde. Auch ein Erfahrungsaustausch und eine gemeinsame Interessenvertretung könnten viel bewirken, beispielsweise bei der Artikulation von politischen Forderungen.

In der Vergangenheit ist es aufgrund der fehlenden Koordination zwischen den Projekten, den lokalen Ordnungsbehörden und der Zentralregierung des öfteren zu Beschädigungen von

Einrichtungen der NGO`s durch die „Ordnungskräfte“ gekommen. Auch zwischen diesen Instanzen ist es notwendig, zu vermitteln und gegenseitige Vorurteile aus dem Weg zu räumen.

V.3.7 Bildungspolitische Forderungen

Der häufigste Grund, warum Kinder in Kenya nicht die Schule besuchen können, ist der, dass die Eltern die Unkosten für Schuluniformen, Hefte, Bücher und Schulinventar nicht aufbringen können. Für arme Familien ist es nicht nur diese zusätzliche finanzielle Belastung, sondern auch noch das fehlende Einkommen der Kinder, die durch den Schulbesuch nichts zum Familienunterhalt beitragen können, was den Schulbesuch verhindert.

Kinder haben auch ein Recht auf Bildung, auf unentgeltlichen Grundschulbesuch und Ausbildung (Art. 28 der Kinderrechtskonvention). Dies hat auch die kenianische Regierung ratifiziert, bisher nur leider nicht verwirklicht. Statt dessen gibt es immer mehr teure Privatschulen, die die Bildungsabschlüsse der formellen „kostenlosen“ Schulen entwerten und so die Chancenungleichheit fördern.

V.3.8 Forderungen auf politischer Ebene

Die Projekte sollten sich nicht damit zufrieden geben, den akuten Notlagen der Kinder abzuhelpen. Dies beseitigt nicht die Ursachen und verhindert nicht das massenweise Strömen weiterer Kids auf die Straße. Ein aufrichtiges Eintreten für die Angelegenheiten der Klienten schließt immer auch die Artikulation politischer Forderungen mit ein, denn nur auf politischem Wege können die Probleme, mit denen sich die Sozialarbeit befaßt, auch behoben werden. Auch wenn viele in der Sozialarbeit Tätigen dieses politische Mandat weit von sich schieben und auf die professionellen Politiker verweisen, ist es notwendig, die Politiker an die Belange der diskriminierten Teile der Bevölkerung zu erinnern. Und wer sonst soll es machen, wenn nicht die Betroffenen oder die damit beschäftigten Professionellen, Sozialarbeiter und Streetworker?

Eine Basis für solche Aktivitäten muß die inhaltliche Rückendeckung durch die Öffentlichkeit sein. Erst auf diesen Grundlagen können politische Forderungen glaubhaft vertreten werden. Dazu muß Öffentlichkeitsarbeit gemacht werden; die Betroffenen und deren Sozialarbeiter müssen ihre Standpunkte formulieren und vertreten, so dass die Projekte bei guter Kooperation untereinander viel mehr erreichen können.

Die Forderungen können sich an den Menschen- und Kinderrechten als Leitfaden orientieren. Die Regierungen haben ihren Umsetzungswillen mit der Ratifizierung offiziell bekräftigt und können ruhig immer wieder daran erinnert werden, denn sonst ist dieses Papier nicht einmal

die Herstellungskosten wert. Interessant sind in diesem Zusammenhang vor allem die Berichte zur Umsetzung der Konventionen, die im Fünfjahreszeitraum erscheinen. Leider konnte ich diese nicht einsehen, doch das zeigt, wieviel Arbeit hier noch hineininvestiert werden kann.

Diese notwendigen politischen Forderungen sollten sich über mehrere Ebenen erstrecken: zuerst gilt es, konkrete Tatbestände zu verändern, die den Kindern das Leben schwerer als nötig machen, z.B. lokale Konflikte mit Ordnungskräften zu beseitigen, infrastruktur- und einkommensverbessernde Maßnahmen in den Slumgebieten zu forcieren etc..

Desweiteren müssen Forderungen auf nationaler Ebene formuliert werden, wie z.B. eine Reform des Bildungswesens in Kenya oder die Bereitstellung weiterer finanzieller Mittel für weitergehende Wohnformen in der BRD. Doch auch Änderungen von Kinder- und Jugendgesetzen und von staatlichen Kinder- und Jugendeinrichtungen, der öffentlichen Wohnungsbaupolitik, dem Gesundheitssystem und dem Arbeitsmarkt sind Faktoren, die eine Veränderung erfahren müssen, damit irgendwann weniger Kinder auf der Straße ihr „Glück“ suchen müssen.

Zunehmend wird auch eine stetige Umverteilung des Reichtums zugunsten der Armen notwendig, damit alle Teile der Bevölkerung in ihren Grundbedürfnissen abgesichert sind. Ebenso ist eine Umorientierung der Wirtschaft entlang den Bedürfnissen *aller* Betroffener notwendig, und dies kann nicht allein auf nationaler Ebene geschehen, sondern muß die internationalen Wirtschaftsverflechtungen mit den enormen Schuldenlasten berücksichtigen.

Auch wenn es absurd klingen mag, aber im Kontext der Straßenkindersozialarbeit internationale Wirtschaftsreformen anzumahnen, ist hier und überall notwendig, ebenso wie diese Entwicklung nicht aus den Augen zu verlieren, denn *die global gewordenen Problem erfordern genauso globale Problemlösungsstrategien*, und sie sind nicht nur Aufgabe aller sozial Engagierten sondern aller Mitbewohner dieses Planeten.

V.4 Abschließende Betrachtung

Rückblickend möchte die Ergebnisse dieser Arbeit zusammenfassen. Im ersten Part habe ich die Lebenswelten der Straßenkinder und die ursächlichen Bedingungen in den jeweiligen nationalen Kontexten dargestellt, damit dem Leser eine vergleichende Perspektive dieses Phänomens ermöglicht wird. Im Anschluß daran habe ich die soziale Arbeit mit

Straßenkindern im jeweiligen nationalen Kontext mit der Verschiedenheit ihrer Ansätze, ihrer Methoden und ihrem Vernetzungsgrad erläutert. Die internationale Dimension habe ich eingefügt, da gerade in Lateinamerika, so wie auch in vielen anderen Ländern eine vergleichbare Entwicklung existiert und sich auch die verursachenden Bedingungen nicht auf nationale Kontexte isolieren lassen.

Nachdem ich mich den grundsätzlichen Aspekten des Vergleiches gewidmet habe, habe ich meine Ideen, wie ein Projekt aussehen könnte, das meinen Vorstellungen entspricht, skizziert. Die vorher gewonnenen Erkenntnisse über die Projektsituationen in Kenya und in der BRD habe ich um Ausbau- und Verbesserungsmöglichkeiten, die meinen Ideen einer subjektorientierten Straßenkindersozialarbeit entsprechen, erweitert.

Wie ich aufzuzeigen versucht habe, bedarf die Lösung dieses weltweiten Phänomens auch internationaler Strategien und muß infolgedessen auch auf globalpolitischer Ebene angegangen werden . Bleibt zu hoffen, dass zukünftig die Kinder und Jugendlichen mehr in politische Entscheidungen, die sie betreffen, miteinbezogen werden. Sie zu ermutigen, ihre (Kinder-)rechte einzufordern und zu befähigen, ihre Interessen zu vertreten, ist dabei eine Aufgabe der Sozialarbeitenden.

Meine Vorschläge möchten helfen, dies in die Tat umzusetzen, so dass die Betroffenen die Ursachen ihrer Misere selber anzugehen lernen. In diesem Sinne sollte das bereits bestehende Projektangebot ausgebaut werden.

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Adick, C. „Straßenkinder und Kinderarbeit – Sozialisationstheoretische, historische und kulturvergleichende Studien“, Frankfurt a.M., 1997
- ANPPCAN (African Network for the Prevention and Protection against child abuse and Neglect) „Report on the Streetchildren in Kenya“, Nairobi, 1991
- ANPPCAN „A summary of a study of Street Children in Kenya“, Nairobi, 1991
- ANPCCAN „Hearing on streetchildren“, Nairobi, 1995
- Amnesty International: <http://www.amnesty.at/amnesty/kampagnen/kenia97/apell1.htm>
- Barow, T. „Die Straßenkinder von der River Road – Das Überleben der Straßenkinder in Nairobi“, Frankfurt a.M., 1991
- Britten, U. „Straßenkinder in Deutschland“ in: „Theorie und Praxis der sozialen Arbeit“, 1996
- Beck, U. „Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne“ Frankfurt a.M., 1986
- Betz, J. „Strukturanpassung, Armut und Sozialpolitik“ in: „Weißbuch Afrika“, Bonn, 1991
- BMZ (Hrsg.) „Grundlagen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit“ Materialien Nr. 97, Bonn 1997
- BMZ (Hrsg.) „Die Auslandsverschuldung der Entwicklungsländer“ Materialien Nr.87, Bonn, 1994
- BMZ (Hrsg.) „Armutsbekämpfung – Warum, wozu und vor allem: wie?“ Bonn, 1995
- Degen, M. „Straßenkinder“, Bielefeld, 1995
- Dewes, J. „Neue Methoden der Arbeit mit Straßenkindern“ in: „Theorie und Praxis der sozialen Arbeit“, Jan. 1996
- Dieren, W. van (Hrsg.) „Mit der Natur rechnen - Der neue Club-of-Rome-Bericht“, Basel, 1990
- DTV Merian Reiseführer „Kenia“, München, 1992
- Ferchhoff, W. / Neubauer, G. „Jugend und Postmoderne“ Weinheim und München, 1989
- Frehner, P. „Jugend zwischen Lebensfreude und Lebensangst“ Zürich, 1992
- Frieters, N. Diplomarbeit „Pädagogisches Arbeiten mit Straßenkindern aus einer systemisch-konstruktivistischen Perspektive am Länderbeispiel Kenya“ Universität zu Köln, 1996

- Getui, M.N. „Who is my keeper? A pastoral response to the plight of street children“
Nairobi 1989
- GOK (Government of Kenya), UNICEF „Children and Women in Kenya. A Situation
Analysis.“ Nairobi 1992
- GOK „Laws of Kenya: The Children and Young Persons Act“, Governement Printer,
Nairobi 1992
- Grant, P. / UNICEF „Zur Situation der Kinder in der Welt 1984“ Wuppertal, 1983
- Hanesch, W. (Hrsg.) „Sozialpolitische Strategien gegen Armut“ Opladen, 1995
- Hauser, R. / Hübinger, W. „Arme unter uns – Ergebnisse und Konsequenzen der Caritas
Armutsuntersuchung“, Freiburg i.Br. 1993
- Heitmeyer und Olk (Hrsg.) „Individualisierung von Jugend, Gesellschaftliche Prozesse,
subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen“ Weinheim und
München, 1990
- Holm, K. / Dewes, J. „Neue Methoden der Arbeit mit Armen“ Frankfurt, 1995
- Jordan, E. / Trauernicht, G. „Ausreißer und Trebegänger – Grenzsituationen
sozialpädagogischen Handelns“ München, 1981
- Kariuki, P. / Laimer, M. „The Street Children of Kenya: Consequences and changing
family structures“ Nairobi
- Kienel, C. / Hanfstängel, M. „Straßenkinder in Afrika – Christliche Entwicklungshilfe im
Süden“ in: „Gefährliche Freiheit“ Hamburg, 1998
- Klaprodt, J. u.a. „Straßenkinder in Kenia“ Broschüre zur Photoausstellung, Köln, 1998
- Liebel, M. „Mala Onda“ Frankfurt a.M., 1981
- Liebel, M. „Wir sind die Gegenwart“ Frankfurt a.M., 1994
- Liebel, M. „Neue Wege? Projekt-Praxis mit Straßenkindern in Lateinamerika“ in „Neue
Praxis“ Heft 5, 1989
- Meiswinkel, B. / Peil G. Diplomarbeit: „Bedarfs- und bedürfnisorientierung von
Einrichtungen der Obdachlosenhilfe“ FH Köln, 1997
- Micheler, W. „Weltwirtschaftssystem: kein Entwicklungs-Motor sondern Handel auf
Kosten der Armen“ in „Weißbuch Afrika“ Bonn, 1991
- Muraya, J.W. „Streetchildren – A Study on Street Girls in Nairobi, Kenya“ University of
Wales, London, 1993
- Nohlen, D. (Hrsg.) „Lexikon Dritte Welt“ Hamburg, 1989
- Nyanza Childrens Department „A situational analysis for children in difficult

- circumstances in Kisumu Town“ Kisumu, Kenya, 1989
- Pfennig, G. „Lebenswelt Bahnhof“ Neuwied, 1996
- Purz, C. Diplomarbeit der FH Köln, 1998
- Senghaas, D. „Die Auswege aus der Armut sind bekannt“ in: „Weißbuch Afrika“ Bonn, 1991
- Statistisches Bundesamt „Länderbericht Kenia 1994“ Bonn, 1995
- Statistisches Bundesamt „Länderbericht Kenia 1997“ Bonn, 1998
- Stiftung für Entwicklung und Frieden „Globale Trends 93 / 94“ Frankfurt a.M., 1993
- Stiftung für Entwicklung und Frieden „Globale Trends 1998“ Frankfurt a.M., 1997
- UNDP (United Nation Development Program) „Bericht über die menschliche Entwicklung 1997“ Bonn, 1997
- Undugu Society of Kenya „Street Contact“ Nairobi, 1992
- Undugu „Survival – Biennial Report 1992-93“ Nairobi, 1993
- Wainaina, M. „Parking Boys in Nairobi“ Nairobi, 1981
- Zinnecker, J. / Silbereisen, R.K. „Kindheit in Deutschland“ Weinheim u. München 1996

Anhang: Projektbeschreibungen

1. Mwangaza Juvenile Centre

Das „Mwangaza Juvenile Centre“ ist ein Straßenkinderprojekt für Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts am Rande der Großstadt Nakuru im Zentrum Kenias. Erste Ansätze der Einrichtung gehen bis auf das Jahr 1976 zurück. Aus dem ursprünglichen „Feeding-Program“ hat sich mittlerweile ein umfangreiches Basic-Education Program entwickelt. Hauptsponsor ist der Caritas-Verband Deutschland, Trägerin die katholische Erzdiözese Nakuru. Das Centre wird von Kindern beiderlei Geschlechts ab dem 7. Lebensjahr besucht. Von den ungefähr 50 BesucherInnen der Einrichtung waren während meiner Anwesenheit acht Mädchen. Die Kinder werden meist von den Sozialarbeitern auf der Straße angesprochen. Viele benötigen mehrere Anläufe, ehe sie kontinuierlich an dem Programm teilnehmen. Es handelt sich um eine reine Tageseinrichtung, welche keinerlei Unterbringungsmöglichkeiten zur Verfügung stellt. Dieser Umstand bedeutet für ungefähr 20% der Kinder, daß sie auf der Straße nächtigen, da sie nur noch über sehr lose Kontakte zum Elternhaus verfügen, während der Großteil abends die Familien aufsucht.

Im Projekt arbeiten ein Koordinator, eine schottische Ordensschwester als pädagogische Leiterin, vier LehrerInnen, drei SozialarbeiterInnen und eine Köchin. Aufgrund der nur monatlich stattfindenden MitarbeiterInnenversammlung wurde der mangelnde Austausch von unterrichtendem Personal und den SozialarbeiterInnen beklagt.

Als die primären Aufgaben des Projekts wurden die Verpflegung, schulvorbereitende Bildung, Freizeitbeschäftigungen und handwerkliches Training genannt. Das praktische Lernen rangiert deutlich vor akademischer Wissensvermittlung. Formen der religiösen Erziehung schlagen sich im Tagesablauf und der pädagogischen Praxis nicht nieder. Es soll den Kindern ein offener und unkomplizierter Raum mit freundlicher Atmosphäre angeboten werden, in dem sie sich schrittweise an Formen schulischer Bildung gewöhnen können, um sie schließlich in öffentliche Regelschulen zu integrieren. Die ursprüngliche Planung sah vor, diesen Prozeß innerhalb eines Jahres abzuschließen, in der Mehrheit der Fälle gelingt dies jedoch nicht. Die Aufenthaltsdauer ist in dieser Konsequenz nicht begrenzt.

Es nehmen jedoch nicht alle Kinder an dem Bildungsangebot teil. Nach Angaben der Mitarbeiter nutzt ein kleiner Teil die Einrichtung lediglich als Zufluchtsort vor der Straße. Bei meinem Besuch hatte ich den Eindruck, daß dieser Anteil wesentlich höher war und ungefähr die Hälfte der anwesenden Kinder dem offiziellen Programm fernblieb.

Der Erziehungsstil wird als sehr frei bezeichnet. Dies drückt sich nicht nur in der Freiwilligkeit der Angebote, sondern auch im Umgang mit Drogen aus. Diese sind in der Einrichtung nicht verboten, die Jüngeren inhalieren meist Glue (Klebstoff), die Älteren konsumieren Haschisch und Alkohol. Es wird versucht, die Kinder von der Droge zu entwöhnen. Zur Zeit meines Aufenthalts konsumierten ungefähr ein Drittel der Kinder noch regelmäßig Glue, was sich deutlich an ihrem Verhalten feststellen ließ, da sie zur Teilnahme am Unterricht nicht in der Lage waren.

Neben dem Ziel, den Kindern eine Alternative zum Straßenleben zu bieten und sie in öffentliche Schulen zu integrieren, nimmt die gemeinwesenorientierte Familienarbeit einen hohen Stellenwert ein. Auf dem Weg zu einer Reintegration in familiäre Bezüge soll zunächst die gegenseitige Akzeptanz von Kindern und Eltern wieder hergestellt werden. Der Kontakt zu den Herkunftsfamilien gestaltet sich über regelmäßige Hausbesuche und wöchentliche Elterntreffen in der Einrichtung. Meist entziehen sich die Väter der Kooperation mit dem Projekt, wodurch die Familienarbeit sichtbar erschwert wird.

Die freie pädagogische Grundhaltung wird bewußt gewählt, um überhaupt einen Besuch der Kinder in der Einrichtung zu ermöglichen. Doch schien mir während meines Aufenthaltes die freie Grundhaltung gegenüber den Kindern, die Drogen konsumieren und nicht an den Programmpunkten des Projektes teilnahmen, den Rehabilitationsprozeß anderer Kinder massiv zu beeinträchtigen.

Als kurzfristige Erfolge der Arbeit wurden Veränderungen im Sozialverhalten der Kinder und der Drogenentzug benannt. Langfristig gelang in den vergangenen Jahren bei vielen Kindern die Eingliederung in das öffentliche Bildungssystem. Im Dezember 1996 befanden sich 218 ehemalige BesucherInnen der Einrichtung auf einer Primary School, neun auf einer Secondary School und 142 in einem technischen Ausbildungsprogramm. Wie der weitere Werdegang von den Kindern und Jugendlichen aussah, denen dieser Sprung nicht gelang, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

2. Rescue Dada Centre

Das „Rescue Dada Centre“ liegt im Zentrum Nairobis und ist mit dem Undugu-Street-Girls-Centre „Kitengela“ die einzige Einrichtung zur Unterbringung von Straßenmädchen in der Hauptstadt. Gegründet und geleitet wird das Projekt von einer deutschen Entwicklungshelferin, die außerhalb des Stadtzentrums wohnt, das Heim jedoch mehrere Stunden täglich aufsucht. In diesem Projekt habe ich über mehrere Wochen am Leben und Lernen der Kinder teilgenommen, und auf diesem Weg zu vielen ein herzliches und freundschaftliches Verhältnis aufbauen können.

Seit 1992 bietet das Zentrum auf engen Raum 45 Mädchen im Alter zwischen 4 und 17 Jahren und acht Babys und Kleinkindern eine geschützte und bewachte Unterkunft. Die Kinder werden von den Sozialarbeiterinnen auf der Straße angesprochen, oder kommen durch Eigenentscheid, über Freundinnen und Verwandte, oder über eine gerichtliche Einweisung des Juvenile Courts zur Verwahrung und Rehabilitation in das Centre.

Träger des Projektes ist die katholische Erzdiözese Nairobi, die Finanzierung läuft größtenteils über Spenden und die Unterstützung von internationalen Entwicklungshilfeorganisationen.

Ziel der Einrichtung ist es, das Auseinanderbrechen von Familienstrukturen zu verhindern oder Mädchen, die bereits auf der Straße waren, in einem geschützten Raum zu rehabilitieren und in die Familie zurückzuführen.

Neben der Leiterin arbeiten drei Sozialarbeiterinnen, eine Krankenschwester und eine Schneiderin in dem Projekt, die ebenfalls außerhalb wohnen, außerdem sechs Frauen, welche die Funktion von Lehrerinnen und Hausmüttern gleichzeitig wahrnehmen und sich im Schichtdienst abwechseln.

Die Leistungen der Einrichtung gehen weit über die Unterbringung und Verpflegung der Mädchen hinaus. Der Großteil der Mädchen besucht zusammen mit einigen auswärtigen Kindern die heiminterne informelle Schule des Projektes, die sich in eine Vorschule, eine Anfänger- und eine Fortgeschrittenenklasse differenziert. Nur für wenige ältere Mädchen reicht das finanzielle Budget, um sie auf eine staatliche Secondary School zu schicken. In den Slumgebieten unterhält das Projekt eine weitere informelle Schule und einen Kindergarten, um präventiv der Flucht von Kindern auf die Straßen des Stadtzentrums vorzubeugen. Wöchentlich trifft sich eine Frauennäh- und eine Frauenselbsthilfegruppe, die von den Sozialarbeiterinnen begleitet wird.

Im Heim befindet sich zudem eine ambulante Krankenstation, die nicht nur den Mädchen, sondern auch allen Auswärtigen kostenlos zur Verfügung steht und rege in Anspruch genommen wird. Teilweise werden auch Notfälle stationär aufgenommen und behandelt.

Die Sozialarbeit ist in der Regel Betreuungs- und Beratungsarbeit, die sich an mehrere Zielgruppen richtet: Die Sozialarbeiterinnen haben einen sehr intensiven und ausgeprägten Kontakt zu den Herkunftsfamilien und versuchen somit, die Basis für eine spätere familiäre

Reintegration zu legen, was sich manchmal recht schwierig gestaltet. So werden z.B. bei mehrtägigen Elternbesuchen viele Mädchen von den Eltern zu illegaler Geldbeschaffung mißbraucht und daraufhin inhaftiert. Die familiäre Reintegration gestaltet sich vor allem bei zwangsweisen Unterbringungen in der Einrichtung durch den Juvenile Court als äußerst problematisch.

Die Straßensozialarbeit nimmt einen hohen Stellenwert ein. Es wird versucht, obdachlose Mütter und Mädchen davon zu überzeugen, die Hilfsangebote des Projekts in Anspruch zu nehmen. Darüber hinaus besteht regelmäßiger Kontakt zu Kinder- und Jugendbanden, die auf den Straßen Nairobis leben. Auf sie versuchen die Sozialarbeiterinnen Einfluß zu nehmen, damit sie zu einer Gesundheitsversorgung oder Behandlung das Centre aufsuchen oder an andere Einrichtungen vermittelt werden können.

Es handelt sich um eine geschlossene Einrichtung, die es den Mädchen nur selten erlaubt, ihre Familien zu besuchen oder zu gemeinsamen Aktivitäten das Heim zu verlassen, was sich äußerst problematisch gestaltet, da insgesamt schätzungsweise nicht mehr als 250qm zur Verfügung stehen. Die strenge Überwachung dient dem Schutz ihrer Person, da es häufig Mütter oder andere Verwandte sind, die versuchen, die auf richterlichen Beschluß eingewiesenen Kinder zum Gelderwerb wieder auf die Straße zu locken. Gerade in der Anfangszeit unternehmen die Mädchen durch Drogenentzug und massive Freiheitseinschränkung des öfteren Fluchtversuche, kommen jedoch in den allermeisten Fällen schon am nächsten Tag freiwillig wieder zurück.

Neben dem täglichen Unterricht steht die Verrichtung von häuslichen Pflichten im Vordergrund. Dabei hat jedes der Mädchen wechselnde Aufgaben, dazu gehören z.B. Essenszubereitung für die 60 Bewohnerinnen, Putz- und Waschdienste u.v.m.. Die älteren Mädchen kümmern sich als Bezugsperson eigenständig um jeweils ein Kleinkind und tragen dementsprechend auch mehr Verantwortung in allen Bereichen. Die Abendgestaltung ist frei und ich konnte erleben, daß sich die Mädchen spontan zu Gesang, Spiel und Tanz mit den Hausmüttern versammelten. Ansonsten stehen musisch-kreative Elemente eher im Hintergrund, abgesehen von den Kunststudenten, die einmal wöchentlich verschiedene Aktionen anbieten.

Die Kindergruppe verteilt sich auf vier Schlafräume, in der jeweils eines der ältesten Mädchen die Verantwortung für die anderen übernimmt. Unter den Mädchen ist eine starke Solidarität und eine positive, bisweilen ausgelassene Stimmung zu beobachten, die auch auf die Mitarbeiterinnen überschlagen kann. Das liegt wahrscheinlich an der liebevoll und bunt ausgestatteten Atmosphäre des Projektes, welches sich hierin ganz deutlich von den anderen Projekten, die eher nüchtern und bescheiden eingerichtet waren, unterscheidet.

Auch wenn das Projekt unter kirchlicher Trägerschaft läuft, nimmt das religiöse Leben einen relativ geringen Stellenwert ein.

Die Erfolge der Arbeit lassen sich nur bezüglich auf die Mädchengruppe benennen. Im Hinblick auf ihre durch massive Gewalterfahrungen und durch Drogenkonsum geprägte Vergangenheit ist für viele eine Rehabilitation im Rahmen der Einrichtung gelungen. Den meisten Mädchen waren die biographischen Erfahrungen im alltäglichen Umgang kaum anzumerken, was die Mitarbeiterinnen bestätigten. Für viele bleibt jedoch die Rückkehr in die Herkunftsfamilie utopisch und so gilt es aufgrund des jungen Alters des Projekts, langfristige Lösungen für diejenigen Mädchen zu entwickeln, die aus dem Projekt herauswachsen und nicht in ihre Familie zurückkehren können.

3. Undugu Street Girls Centre „Kitengela“

Das Undugu Street Girls Centre „Kitengela“ liegt 35 km südlich von Nairobi. Die Landschaft besteht aus Halbwüste im Stammesgebiet des Massai-Volkes, die einzige Verbindung zur Außenwelt ist die ein paar Kilometer entfernt liegende Ortschaft Kitengela und die Verbindungsstraße zu dem Amboseli - National Park und der tansanianischen Grenze. Das

Gebiet ist bewußt so weit abgelegen gewählt worden, damit die Stadt mit all ihren Versuchungen weit genug entfernt ist und die Mädchen nicht so schnell der Versuchung erliegen, zurück zu gehen.

Von dem Leiter des Undugu-Sozialprogrammes hatte ich nach langem Bemühen die Zusage erhalten, dort mein Praktikum machen zu dürfen, so daß ich einige Tage dort verbrachte, bis es mir geraten erschien, mich doch wieder auf die Suche nach einem anderen Praktikumsplatz zu machen. (Weiteres dazu s. TPS-Praktikumsberichte)

Da das Center erst seit Sommer 1996 besteht, sich sozusagen noch in der Anlaufphase befindet, gibt es noch keine Erhebungen zu Erfolgen, weiteren Ausbildungsmöglichkeiten etc., aufgrund dessen werde ich die Beschreibung kurz fassen.

Das Street Girls Centre wird über die Undugu-Society finanziert, die ihre finanziellen Mittel von westlichen Entwicklungshilfeorganisationen und Spendengelder der Undugu-Freundeskreise erhält. Aufgrund dessen ist eine christliche Grundeinstellung zwar konzeptionell verankert, prägt jedoch den Projektalltag kaum.

Das Centre hat 50 Plätze für Mädchen im Alter von 6 bis 18 Jahren, die jeweils in drei Häusern mit einer Hausmutter untergebracht sind. Das Gelände der Einrichtung ist sehr weitläufig, kann jedoch noch nicht für Sportaktivitäten beispielsweise genutzt werden, da überall Steine und Dornsträucher stehen. Zudem ist die Wasserversorgung aus finanziellen Gründen bisher provisorisch: Wasser muß überall gespärt werden, eine Bepflanzung konnte aufgrund dessen auch noch nicht in Angriff genommen werden.

Die Hausmütter wohnen auf dem Gelände und mehrmals die Woche kommt die Sozialarbeiterin und ein Mann für die handwerklichen Angelegenheiten vorbei. Die Sozialarbeiterin macht mit ihren Kolleginnen regelmäßig Streetwork in den Straßen Nairobis und spricht auf diesem Weg die Mädchen an, die nach einer kurzen administrativen Vorlaufzeit in das Centre aufgenommen werden, wenn es ihr ausdrücklicher Wunsch ist.

Der Alltag in dem Centre ist aufgrund der finanziellen und räumlichen Situation noch nicht sehr abwechslungsreich: die meisten Mädchen gehen auf eine nahegelegene Primary School und kommen erst am späten Nachmittag wieder in das Centre zurück. Sie übernehmen auch die häuslichen Pflichten, wie Koch- und Reinigungsdienste und die Betreuung der jüngeren Kinder. Die Neuzugänge genießen eine Schonfrist und können sich erst mal in Ruhe eingewöhnen. Der Abend vergeht manchmal mit gemeinsamen Musizieren oder mit Tänzen, insgesamt hatte ich jedoch den Eindruck, daß die Mädchen wegen mangelnder Möglichkeiten unterbeschäftigt sind und nicht wissen, wie sie ihre Freizeit gestalten können.

Obwohl die Mädchen auf eine auswärtige Schule gehen, dürfen sie das Gelände bei anderen Gelegenheiten nur mit ausdrücklicher Genehmigung verlassen.

Das Ziel der Arbeit ist es, die Mädchen, wenn möglich, in die Familien zu reintegrieren oder ihnen eine Ausbildung zu vermitteln, mit denen sie ihren späteren Lebensunterhalt selbstständig verdienen können. Um ersteres Ziel zu erreichen, steht die Sozialarbeiterin in Kontakt zu den Herkunftsfamilien, denen sie Hausbesuche abstattet. Da die Undugu-Society im Ausbildungsbereich viele Projekte unterhält, besteht die Möglichkeit, die Mädchen nach beendetem Schulbesuch an diesen teilnehmen zu lassen.

Zudem existiert nicht weit entfernt eine Wohngruppe für zu meiner Zeit vier minderjährige Mütter mit ihren Kindern, die ebenfalls zu Kitengela gerechnet wird. Vor allem diesbezüglich kooperiert Kitengela mit dem Rescue Dada Centre, welches Mütter und Kinder an die Wohngruppe vermittelt.

4. Don Bosco Straßenjungenprojekt

Die Informationen zum Don Bosco Straßenjungenprojekt, daß ich selber nicht besucht habe, erhielt ich aus einer Diplomarbeit von N. Frieters von der Universität zu Köln.

Es liegt am Rande eines Slumgebiets im Zentrum Nairobis. In einem ungeschützten Hinterhof bilden Hütten aus Holz und Blech die Räumlichkeiten der Einrichtung. Die schlichte

Infrastruktur fällt ins Auge, es gibt nur einen Wasseranschluß und keinen elektrischen Strom, eine Reihe von Kindern haben keine eigenen Betten.

Die Padres des Don Bosco Projektes sind seit einigen Jahren international in der Schul- und Berufsausbildung sozial benachteiligter Jungen tätig, das hiesige Projekt besteht seit 1991 und wird hauptsächlich durch Privatspenden finanziert.

Ungefähr 60 Jungen im Alter von 4 bis 16 Jahren leben auf engstem Raum zusammen mit vier Lehrern, zwei Hausvätern und einem Koch. Koordiniert und geleitet wird die Arbeit von einem italienischen Don Bosco Padre, der das Projekt täglich besucht u.A. auch um mit den Mitarbeitern Teambesprechungen abzuhalten.

Das primäre Ziel des Projektes ist es, den Kindern eine Alternative zum Straßenleben anzubieten. Das Heim soll ihnen die Ruhe und den Abstand von Konfliktslagen im Elternhaus und den Belastungsfaktoren der Straße ermöglichen. Die informelle, heiminterne Schulbildung ist ein wichtiger Bestandteil dieser Alternative. Wo es sinnvoll erscheint, soll die Reintegration in die Familie erreicht werden, generell nimmt die Elternarbeit jedoch einen relativ geringen Stellenwert ein. Die überwiegende Mehrheit der Jungen wird nicht zurück in die Familie, sondern in weiterführende Don Bosco Einrichtungen vermittelt.

Die Jungen werden von Mitarbeitern auf der Straße angesprochen und nehmen von sich aus das Angebot der Institution wahr, das Projekt ist auch weder durch Zäune noch durch Wachpersonal von der Außenwelt abgesichert.

Die Arbeit der Mitarbeiter bezieht sich fast ausschließlich auf die Jungen innerhalb des Projektes. Straßensozialarbeit und Elternkontakte erfolgen eher sporadisch und unregelmäßig. Von 8 bis 16 Uhr werden die Kinder in der heiminternen Schule unterrichtet, die nach einem eigens entwickelten Curriculum lehrt, welches viele musisch-kreative Elemente beinhaltet. Anschließend stehen sportliche Aktivitäten auf dem Plan, der Abend ist zur freien Verfügung. Außerdem werden die Kinder stark in die häuslichen Pflichten miteinbezogen.

Die christliche Ausrichtung prägt das Projekt in Form von rituellen Handlungen und regelmäßigen Bibellesungen, ist jedoch eher auf die Handlungsebene ausgerichtet.

Der Konsum von Drogen ist untersagt. Ansonsten liegt der pädagogischen Arbeit eine offene und freie Grundhaltung zugrunde, nach dem Motto: viel Freiheit, kaum Freizeit. Die Kids haben die Freiheit, das Projekt zu verlassen, was aber nach Aussagen der Mitarbeiter nur äußerst selten in Anspruch genommen wird.

Als Erfolge der Arbeit wird der Drogenentzug, das verbesserte Sozialverhalten, das Bekenntnis zum christlichen Glauben sowie die Vermittlung an weiterführende Don Bosco Ausbildungsprogramme genannt.

5. Undugu Reception Centre

Bei dieser Projektbeschreibung stütze ich mich auf mündliche Informationen des dort tätigen Sozialarbeiters sowie auf Untersuchungen meines Kommilitonen C. Purz, der zeitgleich zu meinem Praktikum die Betreuungsakten der letzten Jahre für seine Diplomarbeit auswerten durfte.

Das Reception Centre der Undugu Society of Kenya liegt in dem Slumgebiet „Dandora“ der kenianischen Hauptstadt Nairobi. Diese niedrighschwellige erste Anlaufstelle der Undugu Society bietet Plätze für 20 bis 25 Straßenjungen bis 18 Jahre, die meisten der Bewohner sind zwischen 7 und 15 Jahre alt.

Das Projekt wird finanziert durch Spendengelder westlicher Entwicklungshilfeorganisationen (u.A. Unesco) und Einnahmen der produzierenden Ausbildungsprogramme und der Exportproduktion der Undugu Society. Auch wenn Undugu aus dem Engagement eines Franziskaner-Paters entstanden ist, fließen religiöse Prägungen nicht mit in den Projektalltags hinein, im Gegenteil: das Motto unter dem gearbeitet wird, ist die „Solidarität und Brüderlichkeit“.

Vornehmliches Ziel der Einrichtung ist es, die Kinder in die Familien zu reintegrieren. Zu diesem Zweck hält der Sozialarbeiter über Hausbesuche Kontakt mit den Herkunftsfamilien. Wenn es möglich erscheint, die Kinder zu reintegrieren, bietet Undugu verschiedene stabilisierende Familienhilfsmaßnahmen an, z.B. werden Ausbildungen angeboten, Schulgelder bezahlt etc.. Streetwork erfolgt bis auf ein Gesundheitsmobil kaum mehr, da Undugu einen großen Bekanntheitsgrad erlangt hat und allen Straßenkindern der Hauptstadt ein Begriff ist. Präventive Maßnahmen werden durch das „Community Organisation Programm“ durchgeführt, doch dies ist eine andere Abteilung der gemeinnützigen Gesellschaft.

Wenn eine familiäre Reintegration nicht möglich ist, können die Jungen an eines der Heime für Straßenjungen der Undugu-Society vermittelt werden, in der sie entweder an der formalen Schule oder an dem „Undugu Basic Education Program“ („UBEP“) an einer Ausbildung teilnehmen können.

Das Reception Centre ist eine offene Anlaufstelle. Die Jungen können jederzeit die Einrichtung verlassen, müssen sich jedoch bei langen, wiederholten Abwesenheiten entscheiden, ob sie den Platz auf Dauer behalten wollen, da auch andere Jungen eine Chance bekommen sollen. Außer der Drogenabstinenz und den häuslichen Verpflichtungen wie Kochen und Reinigen müssen die Jungen keinen Regeln nachkommen.

Der Alltag im Centre ist meist ausgefüllt mit den häuslichen Pflichten, Fußball und anderen Sportaktivitäten, Spielen und dem Fernsehprogramm. In dem kleinen Garten lernen die Jungen, wie man Gemüse und andere Nahrungsmittel für den eigenen Verbrauch anbaut.

Der Erfolg des Reception Centres ist erstmals durch die Diplomarbeit von C.Purz so weit als möglich ausgewertet worden. Darin stellt er fest, daß ca. 50% der Jungen wieder zurück auf die Straße verschwinden, weitere 11% zu ihren Familien zurückkehren und die übrigen in nachfolgende Undugu-Maßnahmen vermittelt werden.

Köln, Juni 1998

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorstehende Diplomarbeit angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt, und wörtlich entlehnte Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Köln, den 7.6.98

(Carolin Reißlandt)